

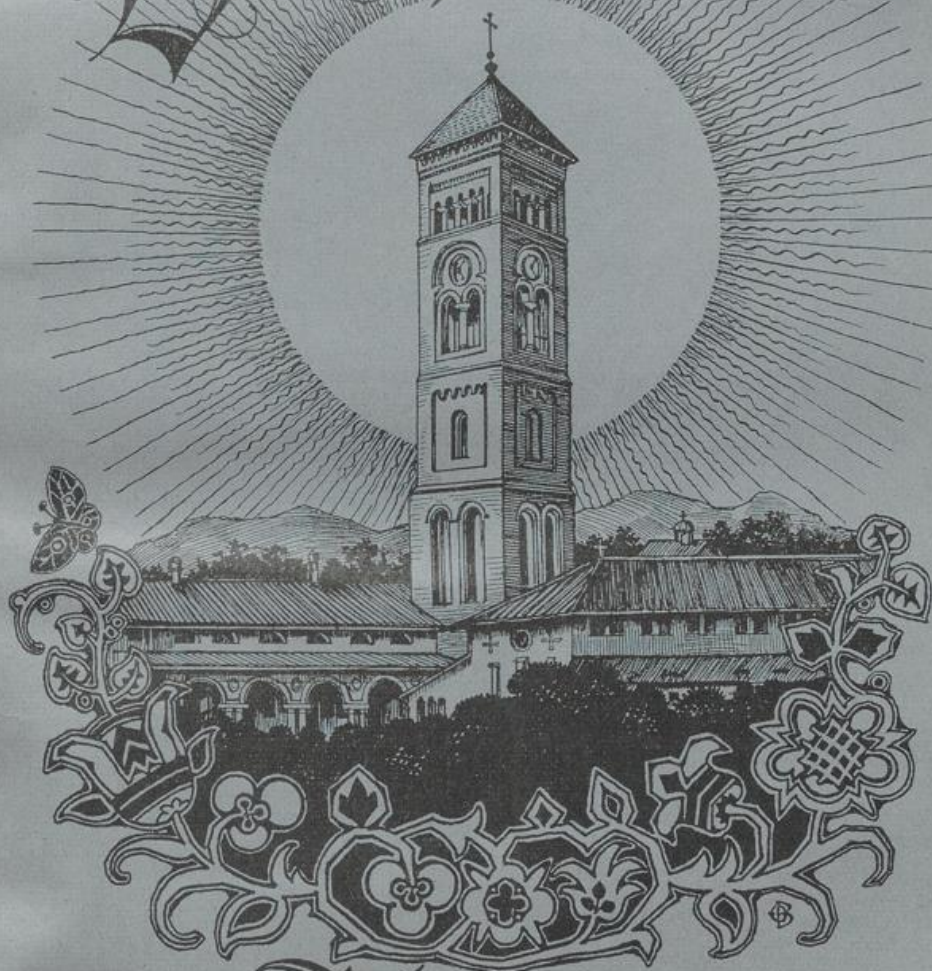


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1928

2 (1928)

Vergißmichst



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 2

Februar 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbed, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M 2.—	Italien	Pire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsäß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsäß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postsparkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postsparkonto Köln 1 652

für Schlessien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postsparkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postsparkonto Luzern VII 187

Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen“

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppelten, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält“

„Den Gläubigen sollte es noch mehr zum Bewußtsein kommen, mit welcher innerer Begeisterung, mit welcher inständigem Beten zu Gott, mit welcher Freigebigkeit sie zu einem so heiligen und fruchtbaren Werke einmütig mitarbeiten müssen.“

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926.)

Aus Welt und Kirche

Exerzitien

unter Leitung von Hochw. Patres der bair. Franziskaner-Provinz im Antoniusheim der St. Franziskus-Schwester in Vierzehnheiligen, Post Pichtenfels, Oberfranken.

1. Für Jungfrauen:
vom 21.—23. Febr., 3.—7. Juli, 13. bis 17. November.

2. Für Frauen:
vom 12.—16. März, 20.—24. Novemb.

3. Für Männer:
vom 17.—21. März, 6.—10. Novemb.

4. Für Terziarinnen:
vom 7.—11. Februar, 2.—6. Oktober.

5. Für Jünglinge und Mitglieder v. Burschenvereinen:
vom 3.—7. März, 7.—11. Dezember.

6. Für Kongreganistinnen:
vom 6.—9. April für Pfarrei St. Ludwig, Nürnberg; vom 1.—5. Mai, 25. bis 29. September.

7. Für männliche Jugendvereine:
vom 26.—30. Mai.

8. Für Pfarrhausangestellte:
vom 12.—16. Juni.

9. Für gebildete Damen und Mitglieder des kath. Frauenbundes:
vom 19.—23. Juni.

10. Für Handelsgehilfinnen und Beamtinnen:
vom 10.—14. Juli.

11. Für Mittelschüler:
vom 17.—21. Juli.

12. Für Priester:
vom 23.—27. Juli, 3.—7. September, 10.—14. September, 8.—12. Oktober, 15. bis 19. Oktober.

13. Für weibliche Jugendvereine:
vom 28. Juli bis 1. August.

14. Für Lehrerinnen:
vom 7.—11. August.

15. Für Lehrer:
vom 21.—25. August.

16. Für Beamte und gebildete Herren:
vom 18.—22. September.

17. Für Arbeiter und Gesellen:
vom 31. Oktober bis 4. November.

18. Für Schülerinnen:
steht die Zeit vom 22. März bis 4. April

und 26. August bis 1. September zur Verfügung.

Die Exerzitien beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten und endigen am Morgen des letztgenannten Tages.

Die Franziskus-Schwester gewähren den Exerzitanten im Antoniusheim Herberge und volle Verpflegung gegen mäßigen Preis.

Anmeldungen zu den Exerzitien wollen rechtzeitig an die Exerzitienleitung des Antoniusheimes in Vierzehnheiligen, Post Pichtenfels (Oberfr.), gerichtet werden. Jeder Anmeldung lege man Rückporto bei. Die Angemeldeten erhalten dann nähere Nachricht. Ist jemand am Kommen verhindert, so möge er sich sofort abmelden unter Angabe der Ausnahme-Nummer.

Gedanken eines deutschen Bischofs über die katholische Presse. Anlässlich einer Tagung des katholischen Pressevereins für Bayern hielt Weihbischof Dr. Senger (Bamberg) eine Ansprache, in welcher er die drei Erzengel als Vorbilder für die katholische Pressearbeit hinstellte. Der hl. Erzengel Gabriel, Herold der Heilspäne Gottes, soll als Vorbild des Nachrichtendienstes der katholischen Presse gelten. Er hat den ihm aufgetragenen Nachrichtendienst mit vorbildlicher Feinheit und Zartheit erledigt. Seine Botschaft erforderte eine ganz außergewöhnliche Sprachgewandheit und großes Zartgefühl. Er mußte der heiligsten Jungfrau das größte aller Geheimnisse enthüllen, ohne ihr jungfräuliches Gefühl zu verletzen. Das ist eine Mahnung an die katholischen Schriftsteller und Redakteure, die niemals das Zartgefühl der Unschuld verletzen dürfen; sie müssen so schreiben, daß die Mutter die Zeitung nicht vor den Augen der Tochter zu verbergen braucht.

Der hl. Erzengel Michael, der Heerführer der himmlischen Heerscharen, kann als Vorbild für die der katholischen Presse aufgedrängten Kämpfe gelten. Sein Schlachtruf lautet: „Wer ist wie Gott?“ Wo es sich um Gottes Ehre handelte, gab es für ihn kein Zögern, kein Verhandeln, keine Kompromisse. Die katholische Presse muß ebenso wie St. Michael den Kampf um die Ehre Gottes, um den Schutz der geoffenbarten Religion aufnehmen, nicht aus Lust am Streiten, sondern aus Pflichtgefühl.

Die Waffen des katholischen Schriftstellers und Redakteurs sollen die Rüstung Gottes sein, er soll umgürtet sein

mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens, mit dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes.

Der hl. Erzengel Raphael, der heilkundige Familienfreund, sei Vorbild für das hohe Ziel, dem die katholische Presse zustreben soll. St. Raphael ist Licht, Stütze und Trost für die so schwer heimgesuchte Familie des Tobias geworden. Jeder katholische Schriftsteller muß sich in ähnlicher Weise als Lichtträger zeigen, muß in dieser Zeit des Pessimismus Trost bieten. Die politische Tagespresse wird diese Raphaelsaufgabe nur schwer erfüllen können, um so eher wird sie die religiöse Presse zu erfüllen vermögen. Es muß daher, wie es auch der Wunsch des Heiligen Vaters ist, auf den Ausbau der religiösen Wochenblätter ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Hinweg mit allen farblosen Druckerzeugnissen, Zeitschriften usw., illustrierten Blättern aus der katholischen Familie. Es hat keinen Zweck, die Jugend vor dem Gifte der schlechten Presse zu warnen und dann das Gift in offenen Gefäßen jedem zugänglich zu machen. D. R.

Ein fanatischer Papstgegner im Senat der Vereinigten Staaten. J. Thomas Heflin, der sich im Kongreß durch Strafen gegen die angebliche „päpstliche Gefahr“ hervortat, wurde laut dem „Catholic Times“ vom 9. 9. 1927, auf sehr treffende Weise von einigen Abgeordneten lächerlich gemacht. Man reichte dem Abgeordnetenhaus einen offiziellen

Gesetzesantrag ein, in welchem es heißt: „Die Vereinigten Staaten schweben in schwerer Gefahr, vom Papst in Rom angegriffen zu werden. Ohne die Tapferkeit, Weitsicht und Erleuchtung des großen Führers und Staatsmannes J. Thomas Heflin, Senor-Senators aus Alabama, stünde unser Land gegen diesen Angriff vollkommen wehrlos da. J. Thomas Heflin möge deshalb in die Lage versetzt werden, das Land in eigener Person gegen den drohenden Angriff des Papstes zu verteidigen. Das Abgeordnetenhaus wolle darum beschließen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ersuchen, er möge J. Thomas Heflin zum Flottenadmiral ernennen und ihm — mit der Order, im Hafen von New York vor Anker zu gehen — das Kommando auf dem Schlachtschiff „West Virginia“, dem Stolz der Flotte, übertragen. Ferner soll der Admiral die Weisung erhalten, bei Erscheinen des Papstes auf hoher See, in der Luft, unter Wasser oder in der Phantasie, innerhalb von 12 Meilen im Umkreis der Freiheitsstatue ununterbrochen während eines Zeitraumes von 12 Stunden aus 42 Ctm. Kanonen zu feuern, welche mit dem tödlichsten Wortschwall zu laden sind. Ne eine Kopie dieses Gesetzentwurfes soll dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Präsidenten des Senats, der Flottenadmiralität und dem überaus wackeren und beherzten Beschützer der Vereinigten Staaten und Staatsmann J. Thomas Heflin überreicht werden.“

Briefauszüge

Herzlichen Dank dem hlgt. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Thaddäus, der hl. Theresia v. K. I., der hl. Rita und den armen Seelen für eine günstig verlaufene schwere Operation mit vollständiger Genesung.

Würzburg: Auf die Fürbitte der lb. Muttergottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus bin ich in schwerem Anliegen erhört worden. Anbei . . . Mark.

Breden: Dem hl. Antonius Dank für gutes Personal.

Brand: Innigen Dank den hl. Wunden und der lb. Mutter Gottes, der Rosenkranzönigin, für Hilfe in einem schweren Anliegen.

I.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia v. K. I., dem hl. Antonius und dem sel. Pius X. für

Erhörung. Anbei ein Baustein . . . Mk. für das Pius-Seminar. Weitere Bausteine folgen wenn ich gesund bleibe.

Wasserlosen: Dank den 4 hl. Evangelisten, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Wendelinus für erlangte Hilfe im Stall.

Oberried: . . . Mark. Antoniusbrot für Erhörung einer Bitte, welche ich nebst Gott dem hl. Joseph und den 14 hl. Nothelfern verdanke.

Riedböhlingen: Vielen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. für wunderbare Hilfe nach einer neuntägigen Andacht um Abwendung von einer der größten und gefährlichsten Krankheit. Anbei ein größerer Betrag für die Mission, welcher versprochen war, sowie Veröffentlichung.

Langensendelbach: Anbei . . . Mark. Almojen. Dank Jesus, Maria und Jo-

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Nr. 2 Februar 1928 46. Jahrgang

Profeß

Nun bin ich Dein — die Finsternis ist licht,
Und meines Lebens Weg liegt sonnenklar,
Und siegreich leuchtend aus dem Dunkel bricht
Das Ziel hervor, das meine Sehnsucht war.

Ich habe Tag für Tag vor Dir gekniet
Und heiß und ungestüm Dich angefleht,
Daß Deine Gottesgnade mit mir geht,
Bis auch der letzte Zweifel von mir flieht

Du hörtest meinen Ruf — und ich war Dein.
Nun darf ich stolz an deiner Seite steh'n
Und liehest Du mich lang im Dunkel geh'n,
So will ich jezt voll heiligen Mutes sein.

Ob auch die Einsamkeit von fern mir winkt,
Um als mein Weggenosse mich zu grüßen —
Noch sah ich keinen, der zu Deinen Füßen
Kniet und nicht wunderstarke Kraft erringt.

So gleitet meines Lebens Strom dahin
Du bist das Schiff, das ich mit Tauchzen trage,
Auf daß ich bis zum letzten Schaffenstag
Von Dir durchdrungen und beseligt bin.

Else Budnowski

Lichtmeß

Von Welley

Dunkel war es im Altertum, ganz dunkel im Leben der großen Welt. Haß und Neid und Krieg herrschte allüberall, ein Volk suchte das andere zu vernichten. Nacht und Dunkelheit war aber auch in den Herzen der einzelnen Menschen. Herzensfriede und Herzensfreude waren gar selten. Heiß sehnten sich die Heiden und Juden nach dem Lichte, das scheinen sollte in die Finsternis.

Endlich sollte das Sehnen gestillt werden. Der Heiland erschien, das Licht der Welt. Maria trug das göttliche Kind auf ihren Armen und opferte es im Tempel auf. Und des greisen Simeon Augen, die schon am Erlöschen waren, strahlten noch einmal auf beim Glanze des himmlischen Lichtes. Auch er durfte das göttliche Kind, „das Licht zur Erleuchtung der Heiden“, auf seine zitternden Arme nehmen und wir möchten ihn glücklich preisen ob dieser Gnade.

Wir feiern die Erinnerung an die Darstellung Jesu im Tempel am 2. Februar, an Maria Lichtmeß. Wie einst, so soll auch heute noch das göttliche Licht leuchten. Auch in unserer Seele soll es hell, soll es licht werden. Die brennenden Kerzen sollen uns heute erinnern, daß wir selbst ein Lichtlein sein sollen, ein Lichtlein für andere. Denke einmal darüber nach: Wie kann ich für meine Umgebung ein Lichtlein sein? Ein Lichtlein macht hell und erfreut.

Heute ist vielleicht deine M. Mutter ganz ernst und traurig. Sie hat Sorge und Kummer. Komm, laß schnell dein Lichtlein leuchten. Sag ihr ein liebes Wort, laß ihr einen stillen Wunsch von den Augen und erfülle ihn und ein bißchen heller wird es um die Mutter werden.

Dein Vater kommt todmüde von der Arbeit. Dein Lichtlein, ein lieber Blick eine kleine Aufmerksamkeit — und seien es nur die Pantoffel, die du ihm bereit hältst — können ihn wieder froh machen.

Dein Schwesterlein ist krank. Dich aber lockt der helle Sonnenschein hinaus ins Freie. Komm, trag dein Lichtlein in das Krankenzimmer, erzähle dem Kleinen eine Geschichte, stelle ihm ein paar Blumen auf den Tisch. Bald wird der düstere Schatten weichen, helles Leuchten durch das Krankenzimmer ziehen.

Und deine Seele wird immer froher werden je mehr sie gibt, denn die Freude, die wir andern geben, kehrt ins eigene Herz zurück.



Zum Feste Mariä Lichtmeß

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

XIV. Interregnum und Regierung Dingana's. Die ersten (protest.) Missionare. Die Niedermegelung der Buren. Die Flucht Mpandes. Sturz und Tod Dingana's.

Da die Zuluarmer im Felde stand und mit ihr natürlich die gesamte männliche Bevölkerung, so konnte an eine „Thronbesteigung“ des neuen Königs noch nicht gedacht werden. Die Verwaltung des Staates besorgte daher solange Mbopa, das Werkzeug der beiden Brudermörder.

Väterlicherseits war von der Familie Tschakas nichts zu fürchten, denn niemand hatte größeres Recht auf den Thron und einen mächtigeren Einfluß, als gerade Dingana und Mhlangana; doch mütterlicherseits konnte man auf Schwierigkeiten stoßen. Es mußten daher durchgreifende Maßnahmen ergriffen werden um einer solchen Möglichkeit zu begegnen. Mbopa wurde daher beauftragt, alle die wenigen Männer, die sich etwa in der Nachbarschaft vorfinden, zu versammeln. Mit diesen Leuten griff er zuerst Aguhazonke, den alten Bruder der Nandi an und ermordete ihn, ohne Widerstand zu finden; dann zog die ganze Bande aus, nachdem sie vorher einige Günstlinge Tschakas, die sich im Dufuzakraal befanden, getötet hatte, um Tschakas Halbbruder Ngwadi, Sohn der Nandi mit Agendehana, aus dem Wege zu räumen. Der Auszug dieser Expedition, der sich auch Dingana und Mhlangana anschlossen, löste die letzte Verbindung des Zuluhofes mit dem Dufuzakraal, dessen einziger Einwohner Tschakas Leichnam war, der in einem Loch verweste. Von dem Wambazakraal des Ngwadi, zwischen dem Weißen und Schwarzen Mfolozifluß gelegen, wo Ngwadi nach tapferer Gegenwehr endlich erlag, kehrte die Mörderbande nach Tschakas Hauptquartier in Bulawayo, nicht weit von Eschowe, zurück. Dort erwarteten sie die zurückkehrenden traurigen Überreste der „Großen Armee“, so weit sie den Hunger und das Fieber überstanden hatten.

Inzwischen zeigte sich schon bald eine wachsende Eifersucht der beiden Brüder, die beide eifrigst nach der Herrschaft strebten, obwohl es klar war, daß nicht beide den Thron besteigen konnten. Das Mißtrauen der beiden wurde immer stärker und äußerte sich in allerlei Zwistigkeiten. Mhlangana zeigte höchste Ungeduld über den langsamen Rückmarsch der dezimierten Truppen; Dingana sah den Ereignissen ruhiger entgegen im Bewußtsein seines größeren Unrechtes auf den Thron.

Er wäre indessen noch ruhiger gewesen, wenn ihm sein Bruder nicht im Wege gestanden wäre. Als er nun eines Tages seinen Bruder beim eifrigen Schärfen seines Msegais antraf, fühlte er, daß dies Bedeutung für ihn haben könnte. Er ließ durch Mbopa im geheimen Erkundigen einziehen und glaubte die mörderischen Absichten Mhlangana's für

erwiesen, als dieser sich geäußert, daß Dingana „ein zu großer Tor sei, um einen Thron einnehmen zu können, und daß er ganz sicher nicht König sein solle.“ Warum also länger warten?

Ohne einen Augenblick zu verlieren ging Dingana mit einer Abtheilung seiner Leute sofort zur Hütte des Thronprätendenten und tötete ihn. Etwa 14 Tage nach diesem Ereignis kamen die ersten Truppen des Heeres aus dem Felde zurück und fanden Dingana im alleinigen Besitz des Königskraals von Bulawayo. Ihre düsteren Vorahnungen, die sie auf dem Rückmarsche gefoltet hatten, wurden in unbeschreibliche Freude verwandelt, als sie erfuhren, daß das Land für immer von Tschaka befreit war. Niemandem kam es in den Sinn, die Nachfolge Dinganas anzufeinden. Es war ihnen genug, in ihre Hütte kriechen zu dürfen um auszuruhen und den kommenden Ereignissen entgegenzusehen. Die Zukunft schien glückverheißend, denn Dingana sicherte dem Lande Reform zu. Leider wurden die Hoffnungen bald getäuscht. Kaum hatte aber Dingana seine Macht befestigt, so schreckte er weder vor Verbrechen und Grausamkeit zurück und zeigte sich bald seinem blutigen Vorgänger vollkommener ebenbürtig. Es begann eine planmäßige Ausrottung aller übrigen Familienmitglieder und Verwandten, aller seiner früheren Kameraden und Freunde, der Großen des Volkes, Mbopa nicht ausgenommen. Nur seinen geistig nicht ganz normalen Bruder Mpande verschonte er. Aber diese scheinbare Milde wurde zu seinem eigenen Verderben.

Im Februar 1835 kam Kapitän Allen Gardiner, der sich selbst zum Missionar machte und ein Abenteurer war, und machte seine ersten nutzlosen Anstrengungen, die Zulus zu bekehren. Der Zulukönig verweigerte ihm jedoch die zur Arbeit nötige Freiheit und so kehrte er entmutigt nach Port Natal zurück. Dort wurde er später Friedensrichter und Vertreter der englischen Vertretung. Dort blieb er nicht lange, sondern ging später nach Patagonien, wo er umkam. Am 20. Dezember desselben Jahres 1835 kamen die Herren Alden Grout, G. Champion und Dr. Adams von der amerikanischen Mission nach Port Natal. Am 18. Januar 1836 erreichten sie Dinganas Kraal und errichteten mit seiner Erlaubnis Missionsstationen an der Mündung des Mhlatusze und anderswo. Ihre Zahl vermehrte sich später durch die Ankunft Dr. Wilson und Mr. Venable, die früher bei Mzilikazi waren.

Gegen Ende des Jahres 1837 erschien auch Mr. Owen von der „Church Missionary Society“, protestant. Missionsgesellschaft, bei Dingana in Mgungundhlovu. Derselbe erlaubte ihm in der Nähe eine kleine Mission zu eröffnen. Er bemühte sich, die Anstrengungen Gardiners Dingana zu bekehren, zu erneuern, und brachte ihn so weit, einige wenige Leseübungen vorzunehmen; doch wurden seine frommen Bemühungen von seiten seines königlichen Schülers nicht mit der nötigen Ausdauer

belohnt und sollten bald bestimmt sein, in einer furchtbaren Tragödie ihren plötzlichen Abschluß zu finden.

Gerade kurz vor der Ankunft Owens in Ngungundhlovu kam ein gewisser Pieter Retief, der Führer der Burenauswanderer aus der Kapkolonie, die gerade damals über die Drakensberge nach dem Zulu-Rüstenland hereinströmten, um Dingana einen Besuch abzustatten und zugleich um die Erlaubnis zu bitten, sich mit seinen Leuten in dem heutigen Natal niederzulassen. Dies geschah am 5. November 1837. Der König gewährte diese Bitte unter der Voraussetzung, daß Retief ihm das Vieh wieder herbeischaffe, das ihm kürzlich bei einem Überfall durch Sigonyela, dem Häuptling der ma-Utatis in Transvaal, geraubt worden war. Nachdem diese Aufgabe in befriedigender Weise gelöst war, kehrte Retief zu Dingana zurück und erreichte am 3. Februar den Ngungundhlovukraal. Er brachte das zurückeroberte Vieh mit und war noch von 96 anderen Buren und 30 Eingeborenen begleitet.

Den Buren wurde während ihres Aufenthaltes große Gastfreundschaft gewährt. Die Konzession wurde ausgefertigt und unterzeichnet und am dritten Tage, am 6. Februar versammelten sich die Buren unbewaffnet im Kraal um Abschied zu nehmen. Plötzlich wurden sie verräterischerweise überfallen und alle erschlagen, weder ein Bure noch ein eingeborener Diener entkam. Als letzter wurde Piet Retief ermordet. Mr. Owen befand sich in unmittelbarer Nähe des Kraals, „seine Bibel lesend“, während das Gemetzel stattfand. Dieses furchtbare Verbrechen war aber eine Warnung für seine baldige Abreise aus dem Zululand.

Mit ihm gingen auch alle anderen amerikanischen Missionare. Die großmütigen Opfer, die sie für die Zulus gebracht hatten, waren umsonst gewesen. Die Missionen wurden aufgegeben. Kein einziger Eingeborener war Christ geworden. Dingana besaß die ganze grausame und tierische Natur seines Bruders Tschaka, doch nichts von dessen militärischen Genie. Gleich Tschaka besaß er niemals ein Weib, noch hinterließ er ein Kind, obwohl er allen Ausschweifungen ergeben war. Während seiner Regierung ereignete sich nicht ein einziges kriegerisches Ereignis von Bedeutung, das seinem Ruhm ein wenig Glanz verliehen hätte.

Im August machte er einen teilweise erfolgreichen Angriff auf Mzilazi, der damals in Transvaal hauste, wobei die Zulus eine große Menge Vieh erbeuteten, aber auch sehr schwere Verluste erlitten. Ein Versuch, die Swazis zu besiegen, endete mit einem Mißerfolg. Während der zwölfjährigen Regierung waren dies die einzigen Ereignisse, dazwischen war aber die Zeit angefüllt mit zahlreichen kaltblütigen Nidermetzelungen hilfloser Leute, feige Morde und blutiger Zusammenstöße mit einwandernden Burenabteilungen.

Inzwischen war Mpande zu einem Manne von etwa 35 Jahren herangewachsen. Außer seiner wenig begeisterten Teilnahme an dem Swazi-Feldzug erfreute er sich bisher ganz seines „süßen Nichtstuns“

im Gqikazifraal, in der Nähe des Dorfes Eshowe. Dort lebte er umgeben von seinen Frauen und Viertöpfen ohne jemanden zu beunruhigen. So machte er sich also keine Feinde und seine Popularität, ja sogar seine Macht bei einem großen Teil des Volkes nahm gleichmäßig zu. Er wurde so stark, daß im Herzen Dinganas wieder einmal die Eifersucht rege ward. Mpande bemerkte seinerseits das Mißtrauen des Königs. Als ihn nun eines Tages Dingana bestimmt aufforderte, vor ihm im Königsfraal zu Mgungunthlovu zu erscheinen, durchschaute Mpande dieses Manöver und führte einen eiligen Rückzug aus mit 17 000 seiner Zuluanhänger. Er zog über den Tufela und ließ sich im Schatten der Burenherrschaft nieder. Dieser große Zuzug der Zuluanfiedler nach Natal fand im November 1839 statt und diejenigen, die daran teilnahmen werden von den Eingeborenen mit „igoda lika Mpande“ oder Mpandes Anhänger genannt. Der größte Teil folgte später dem Mpande ins Zululand zurück, doch blieben wahrscheinlich einige Tausende in Natal.

Nachdem Mpande in der Nähe des Songatiflusses sich gelagert hatte, trat er mit den Buren sofort in Unterhandlungen ein. Diese hatten ihr Hauptquartier an dem Platz, den sie damals Boschjesmans Rand nannten und auf den später die Stadt Maritzburg gebaut wurde. Die Folge der Unterhandlungen waren, daß die mehr oder weniger hilflosen Buren froh waren, die friedlichen Vorschläge Mpandes auszunutzen zu können. Sie willigten also ein, ihn bei der Entfernung des schrecklichen Dingana zu unterstützen. Mpande musterte sofort seine große Armee, denn bei den Zulu war jede männliche Person ohne weiteres kriegsverwendungsfähig (f. v.) — und stellte sie unter die Führung des Induna Nongolaza. Er selbst begleitete als Bürge die 600 Mann starke Burenabteilung. Mit ihm ging auch „in Ketten“ der große induna Dinganas, Nzobo (bei den Kolonisten Dambusa genannt). Er war kurze Zeit vorher von Dingana mit einer Botschaft, wahrscheinlich aber als Spion, zu den Buren geschickt worden. Infolge der Ankunft Mpandes wurde er zurückgehalten und später auf die Aussage Mpandes und anderer, die ihn beschuldigten, die Niedermekelung der Buren unter Piet Retief angestiftet zu haben und wegen verschiedener anderer ihm zur Last gelegten Verbrechen von den Buren erschossen.

Dem Dingana wurde es alsbald klar, daß bei dem schnellen und furchtbaren Anwachsen der Macht der weißen Ansiedler im Süden, seine eigene Herrschaft, jenseits des Tufela tatsächlich bald zu Ende sein werde. Um diesen Verlust auszugleichen, sollte eine Gebietserweiterung nach Norden versucht werden. Es kam ihm daher der ehrgeizige Einfall, den Swazikönig Sobuza zu bekämpfen und sich in den Besitz seines Landes zu setzen. Einen ersten erfolglosen Versuch hatte er bereits gemacht und dabei die Hälfte seiner Streitmacht eingebüßt. Er verlegte also sein Hauptquartier von Mgungundhlovu nach den Ma-

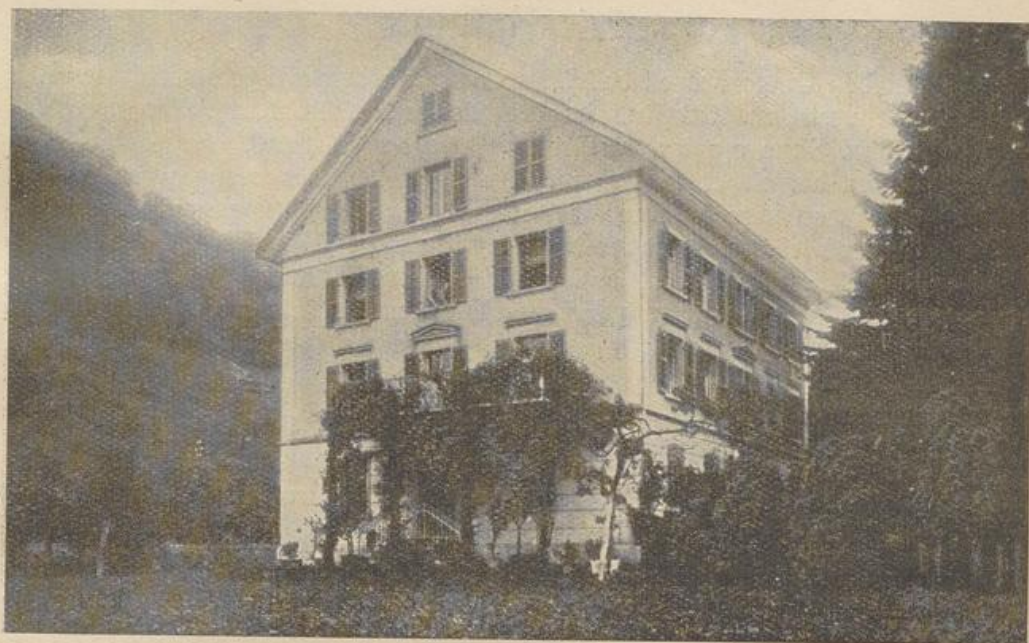
gunduhügeln, etwa 8 Meilen südlich des Pongoloflusses und nicht weit von der Swazigrenze.

Am 29. Januar 1840 stieß die Armee Mpandes bei den Maqongqo-Hügeln gegen Süden mit dem Heere Dingana zusammen. Beide Streitkräfte waren fast gleich, sodaß längere Zeit der Sieg schwankte. Zulezt aber unterlag Dingana und er floh mit seinen Kriegern nach dem jenseitigen Ufer des Pongolo in das Swazigebiet. Er geriet in große Wut über diese Niederlage und ließ seinen großen induna Ndhlela, der im Gefecht verwundet worden war, hinrichten. Er versuchte noch einmal zum Angriff vorzugehen, als das Erscheinen seiner alten Feinde, der Buren, ihm den Mut benahm.

Diese waren, als die Schlacht begonnen hatte, etwa 60 Meilen entfernt; aber sobald sie die Nachricht von der Niederlage Dingana erhalten hatten, nahmen sie mit größter Anstrengung die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Dingana entkam jedoch ihren Händen und es gelang ihm, sich mit einigen seiner Frauen, einer kleinen Anzahl Krieger und wenigem Vieh sich im Glatikuluwalde bei dem Abombo- (oder Obonjeni-)Gebirge sicher zu verstecken. Da er sich dort aber nicht lange halten konnte, mußte er ins Swasiland auf Nahrungsmittelraub ausgehen. Da Sobuzu inzwischen gestorben war, so sandte die Königin-Regentin eine Abteilung Krieger aus, um Dingana unschädlich zu machen. Sie umzingelten seinen Schlupfwinkel und verwundeten Dingana ernstlich. Er erreichte einen befreundeten Kraal, wo er nach dreitägigem Leiden an seiner Wunde starb und an demselben Ort begraben wurde. Sein Anhang im Zululand zerstreute sich und eine große Anzahl wanderte nach Natal aus. Dort wurden sie von den Leuten Mpandes verächtlich der umdidi ka'Nahlela genannt, d. h. der Mastdarm-Nahlelaß. (Fortsetzung und Schluß folgt)

Mariannhiller Missionshaus St. Joseph Altdorf, Schweiz

Es gereicht uns zur großen Freude, unsern Wohltätern und Freunden im Schweizerlande die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches anzeigen zu können. In Altdorf konnten wir in herrlicher Lage ein Anwesen erwerben. Nach einer Kapelle, welche die früheren Besitzer mit großer Liebe erbaut und unterhalten haben, trägt die Liegenschaft seit jeher den Namen des Nährvaters unseres göttlichen Heilandes. Deswegen soll auch das neue Missionshaus dem Schutze des hl. Joseph unterstellt bleiben.



Missionshaus St. Joseph, Altdorf (St. Uri)

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Chur hat gütigst erlaubt, hier ein kleines Juvenat zu errichten, d. h. ein Konvikt für Missionszöglinge, die das nahe gelegene Kolleg Karl Borromäus besuchen können. Damit ist es jetzt den Schweizer Jünglingen, die auf den schönen erntereifen Arbeitsfeldern unserer Mission in Südafrika als Priester mithelfen möchten, leicht gemacht, dieses hohe und erhabene Ziel zu erreichen.

Wir haben die feste Hoffnung, daß durch dieses Haus die guten Beziehungen, welche seit dreieinhalb Jahrzehnten unsere Wohltäter mit unserer Vertretung in der Schweiz verbinden, noch inniger werden. Der hl. Joseph lohne durch seine mächtige Fürsprache alles Gute, das uns in dieser langen Zeit erwiesen wurde und erlebe uns eine neue Schar gutgesinnter Wohltäter und eifriger Missionare. Unsere Schweizer Missionare im fernen Süden sehnen sich nach Hilfe aus ihrer Heimat.

Alle Anschriften und Sendungen sind zu richten an St. Joseph, Altdorf (St. Uri), Postcheckkonto Luzern VII 187.

Haltet für eure Kinder das reich illustrierte Missionsglöcklein,
es hält ab vor Schundliteratur!

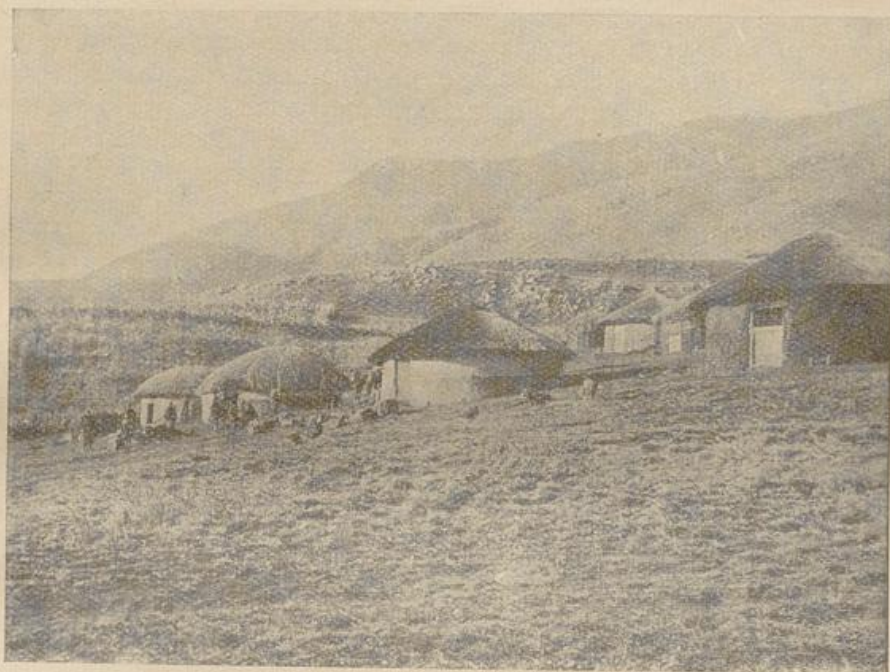
Die Basuto

Unter den Eingeborenen des Vikariates Mariannhill sind verschiedene Stämme vertreten. Es sind da die Umazulu, Umabaca, Umapondo, Umatembu, Umarosa und verstreute Teile der Basutos. Die Sprachen und Sitten der einzelnen Stämme weichen mehr oder weniger von einander ab, was man an ihrer Bekleidung, den Wohnungen und manchmal an der Bebauung der Felder erkennen kann. Während die Basutos sich in Dörfern ansiedeln, bauen die anderen Stämme lieber einzeln. Beides hat seine Licht- und Schattenseiten im Lichte der Missionierung betrachtet. Es ist z. B. für den Missionar viel bequemer, wenn die Leute geschlossen wohnen; jedoch zeigt die Erfahrung, daß die einzeln wohnenden Schwarzen sittlich besser sind.

Als die strebsamsten Eingeborenen in Südafrika muß man wohl die Basutos bezeichnen, was man auch an ihren Wohnungen erkennen kann; sie haben sich auch am längsten zu wehren gewußt, als die Holländer und hernach die Engländer sie vertreiben oder unterjochen wollten. Das Basutoland ist heute noch eine unter England stehende „Insel“ in der Union von Südafrika. Als die Basutos sich vor den Weißen in die Berge des heutigen Basutolandes zurückzogen, blieben einzelne Teile im heutigen Ost-Griqualand zurück, andere sind vom unwirtlichen Basutoland wieder nach Griqualand zurückgezogen, einzelne Teile zogen sogar nach Zululand, wo sie sich bis heute isoliert erhalten haben. Unsere Stationen Selgte, Hardenberg, Linden und Mariazell haben mehr oder weniger Basutos zu pastorieren, jedoch sind auch Umacaba, Umatembu und Umarosa dort.

Das Klima ist dort im Winter ziemlich rau, weil nahe an den Drakensbergen, die Höhenlage der Stationen ist etwa 1500—1600 m, deshalb kleiden sich die Eingeborenen in warme Decken oder Schaffelle. Ihre Wohnungen bauen sie jetzt meist von dem überall vorhandenen Sandstein oder Rasen. Jedoch wissen sie dieselben außen und innen schön mit Lehmverzierungen zu versehen, wie aus den Bildern zu ersehen ist. Das Holz ist an und in den Drakensbergen fast unbekannt, soweit es nicht von Weißen angepflanzt wurde. Infolgedessen heißt es anderweitig für Brennmaterial sorgen. Kohlen gibt's da auch nicht und somit bleibt nichts übrig als den Kuhmist auf der Weide zu sammeln, um mit dessen Hilfe das Essen zu kochen. Während an andern Orten, wo die Schwarzen mit den Weißen mehr in Berührung kommen, die Kochgefäße nicht mehr wie ehemals von Lehm geformt und gebrannt werden, sondern man die eisernen kauft, werden in diesen abgelegenen Strichen noch viele Gegenstände aus Lehm geformt. Die Tische, Regale, sogar Bänke in Schulen wurden und werden noch von Lehm gemacht.

Die Kirche in Mariazell, der Hauptstation in diesem Distrikt, ist ganz von weißem Sandstein gebaut. Die ganze Steinhauer- und Maurerarbeit wurde von Eingeborenen unter Leitung des Missionars besorgt. Mariazell hat eine große Schule und ein Lehrerseminar, in welchem die schwarzen Lehrer für die Schulen in der Kap-Kolonie herangebildet werden. Es ist da immer interessant, wenn die Ferien beginnen oder schließen, dann wimmelt es auf der Station von Pferden, weil alle



Basutodorf

nach Hause reiten, und zu Pferde kommen sie nach den Ferien wieder. Es ist dann meistens ein Zweiter dabei, der das leere Pferd wieder nach Hause bringt. Im übrigen hält es sehr schwer, dem katholischen Missionar ist es fast unmöglich, in dem bevölkersten Gebiet zwischen Umtate und dem Keisfluß festen Fuß zu fassen. Bei Besitzergreifung der östlichen Gebiet wurden alle Schwarzen von andern Strichen auf dieses stantische Gebiet zusammengedrängt und weil damals schon verschiedene protestantische Sekten da waren, aber noch keine kathol. Missionare, so finden heute die letzteren das ganze Gebiet mit protestant. Schulen übersät. Es wird daher große Mühe kosten, bis die kathol. Missionare dort hinein kommen können.

Wie Bruder Gerold „Bischof“ wurde

Von P. Edmund Franke, R. M. M.

Gott sei Dank, daß auch hier mal ein „Besonderes Ereignis“ stattgefunden hat. Zur besseren Erläuterung sei Folgendes vorausgeschickt: Mr. J. Farrel hat unserm Hochwürdigsten Herrn Bischof gütigst ca 240 Acres Land geschenkt. Auf dieser Farm steht die schöne solid gebaute Außenschule „St. Patrif“ (Emabheleni), gelegen zwischen Detting und Umsinsini, etwa 10 Meilen von Detting entfernt. Auf diesem einsamen, weitab gelegenen Fleckchen Erde gedenkt der Hochwst. Herr Bischof das Noviziat für die Eingeborenen Brüder des hl. Joseph einzurichten. Br. Gerold, bisher Katechet in Centocow, wurde als Leiter dieses frommen Unternehmens ausgewählt und soll als sogen. Novizenmeister den jungen, schwarzen Brüdern vorstehen. Wenn das Unternehmen gelingt, wird daselbst nach und nach eine kleine Station entstehen, sodaß dort in kurz oder lang ein ständiger Priester unerläßlich sein wird. Bis dahin muß der jeweilige Missionar von Detting die dortige Gemeinde mit pastorieren. Ich persönlich freue mich über das Unternehmen schon im Interesse der dortigen Christen, die etwas vernachlässigt wurden, da unsere Stationen Detting, Maria Trost und Umsinsini zu weit entfernt liegen. Am 1. September nun kam der genannte Br. Gerold hier in Detting an, und wurde mit allen bischöflichen Ehren und Zeremonien feierlich empfangen. Das kam so:

Vor seiner Abreise nach Mariannhill (Exerziten) bat ich den Hochwst. Herrn Bischof dieses Jahr die hl. Firmung in Detting zu spenden. Als Termin setzte er den 28. August fest und ich war zufrieden. Später verschob Hochderselbe den Firmungstag auf den 4. September und bat zugleich Ihn am 2. September in Highflats abzuholen. Inzwischen hatte ich bei dem Hochwst. Herrn angefragt, ob denn nicht bald der versprochene und langersehnte Brudermeister der schwarzen Brüder ankommen würde. Antwort: Nur noch etwas Geduld, der betreffende Bruder wird schon kommen. Wer er sein sollte und woher er kommen sollte, war mir gänzlich unbekannt. Mit gleicher Post traf ein Telegramm von Creighton ein mit folgendem Inhalt: Treffe ein Donnerstag den 1. ohne Unterschrift. So, dachte ich, der Hochwst. Herr kommt schon einen Tag früher, gut. Und nun begann der Hochbetrieb. Eine mächtige Ehrenpforte wurde schnell zusammengemacht, mit Blumen und Fähnchen geschmückt, Kränze wurden in Eile geflochten, die Zimmer und Häuser und Wege hergerichtet, alles tadellos gepußt und gefegt, kurz alles zur Vorbereitung für den Besuch Sr. Bischöfl. Gnaden.

Nun kam der erwartete Donnerstag, der 1. September. Die Küchen-schwester hatte alle ihre Kunst aufgewandt, um ein anständiges Empfangsdinner aufzutischen zu können und die alte Seminar-Sante, Schw. Delphine, versuchte im Tischdecken und Servieren ihr Meisterstück zu



Gruppe von Amatembu. Bei diesen rauchen Männer und Frauen ohne Unterschied

machen. Da Bischöfe hohe Herren und viel beschäftigt sind, hielt ich unsere Rutsche als zu langweilig und als zu unwürdig zur Beförderung eines so hohen Gastes und bat deshalb Mr. Farrel, Sr. Gnaden in seinem Auto abzuholen. Er erklärte sich gütigst bereit und erwartete den Hochwst. Herrn Donnerstag 9.30 Uhr in Highflats. Punkt 10 Uhr alarmierte ich die Station sich bereit zu halten für die Ankunft des Bischofs. Sämtliche Schulkinder, Interne und Tages Schüler, fast 130 an der Zahl, alle Marienmädchen, Schwestern, Brüder, Arbeiter und viel Volk stellten sich hinter die Ehrenpforte mit dem großen Schild „Bayete Nkosi!“ Zwei Späheraugen wurden beauftragt, sobald sie das Auto oben auf dem Glokozi erblickten es den Glöcknern mitzuteilen.

Nun harrete alles der Dinge die da kommen sollten. Gegen 10.30 Uhr wurde es plötzlich lebendig. Alle Glocken läuteten im Feierklang. Ich selbst begab mich in vollem Ornat, Rochet, Stola und Pluviale, umgeben von zahlreichen schwarzen Ministranten, voran Kreuz und Fahnen, andächtig unter die Ehrenpforte um dort Reverendissimus feierlich zu empfangen und das kleine Kruzifix, das ein Ministrant auf einem Rissen trug, zum Kusse anzubieten, wie es ja nach dem Rituale Romanum sein soll.

Nun kaufte das geschlossene Auto des Mr. Farrel an. Die Kinder riefen „Bayete Nkosi!“ und als sie im Begriffe waren ehrfurchtsvoll niederzuknien um den bischöflichen Segen zu empfangen, klappte die Türe auf und heraus kam der „vermeintliche Bischof“ Bruder Gerold mit einem mächtigen Koffer. Das Übrige können sich die Leser selbst ausmalen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Am nächsten Tage Freitag den 2. September, dieselbe Prozedur, aber bei weitem nicht mehr so feierlich wie tags zuvor. Infolge der gestrigen Enttäuschung sind die Gemüter abgekühlt, die Begeisterung ist abgeflaut. Es stehen nur ganz wenige Kinder an der Ehrenpforte, sonst ist kein Volk da. Um 4 Uhr rast wieder das Auto heran, die Türe wird aufgetan und heraus kommt der „wirkliche“ Bischof, Udalbero Fleischer.

P. S. Br. Gerold hat bereits den Rosenamen „Hilfsbischof“ erhalten von den Schwarzen.

Reisebericht

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

So ist es leicht verständlich, daß es uns an Bord zu langweilen begann. Ab und zu sahen wir ein Rudel Delfine ihre drolligen Sprünge machen, doch gingen sie nie nahe an das Schiff heran. Eine kleine Abwechslung brachten auch die fliegenden Fische, die man in dieser Gegend sehr zahlreich sehen kann. Während unsere Schwestern meistens schon mit den Vögeln schlafen gingen, sammelten wir Missionäre uns auf Deck der 2. Klasse und spielten „Mensch ärgere dich nicht.“ Die übrigen Passagiere suchten auf andere Weise sich die Zeit zu ver-

treiben. Vielfach wurde fleißig gespielt und auch zu den Klängen der Schiffsmusik bis in den Morgen hinein das Tanzbein geschwungen.

Doch waren wir froh, daß wir immer näher dem Ende unserer Reise kamen, denn so recht wohl konnten wir uns in dieser Gesellschaft nicht fühlen. Am 18. d. M. war an Bord Kohlenfest. Wir waren zufällig in unserer Kabine, als wir auf dem Deck die Klänge einer eigenartigen Musik vernahmen. Der Grund des Festes besteht darin, daß im Maschinenraum einer der Kohlenbunker leer geworden war. Nun mußten die Kohlen von einem anderen Bunker in den Maschinenraum umgeschauvelt werden. Früher besorgten das die Kulis, heute tun das die Heizer selber und bekommen dann dafür Schnaps. Ungefähr bis 1 Uhr dauerte die anstrengende Arbeit, und nun hatten wir die Freude, den eigenartigen Festzug der Kohlenschauveler zu sehen.

Aus einem kleinen Loch mit kaum 1 Meter Durchmesser kamen die ganz mit Kohlenstaub und Schweiß bedeckten Gestalten wieder an Deck. Nach einigen Minuten setzte sich ihr Festzug in Bewegung. Voran die Musik, bestehend aus einer Ziehharmonika, einer Mandoline und einer sehr originellen Trommel; darauf folgten die übrigen Teilnehmer dieses Zuges mit ihren Schaukeln und elektrischen Laternen. Der Zug bewegte sich um das ganze Oberdeck herum zum allgemeinen Gaudium der Passagiere. Abends war dann Kostümball. Bei uns in der 3. Klasse ging es ganz anständig her. Dagegen trieb es die 2. Klasse sehr toll. Zwei Männer waren als Priester verkleidet und führten sich in dieser Verkleidung direkt ärgerlich auf. Auch waren einige Herren in Frauenkostüm sehr ausgelassen und trieben es so arg, daß unsere beiden Reisegefährten, der Oblatenpater und der Jesuitenbruder, sich gezwungen sahen, den Speisesaal zu verlassen. (Anmerkung der Redaktion: Es ist zu hoffen, daß solche Vorkommnisse sich nicht wiederholen, den schließlich sind die nach Afrika reisenden Missionare nicht auf Dampfer einer bestimmten Gesellschaft angewiesen).

Dieser Vorfall zeigt, wie armselig gar oft die Bildung dieser Klassen ist, weil sie nicht einmal mehr soviel Anstandsgefühl haben, daß sie in Gegenwart katholischer Ordensleute alles unterlassen, von dem sie wissen müssen, daß es das Empfinden derselben schwer beleidigen muß. Man kann nichts dagegen haben, wenn sich die Weltleute in ihrer Art belustigen, so weit es ohne Sünde geschieht, aber so viel Anstand sollte man doch verlangen können, daß sie die religiösen Anschauungen Anderer nicht verletzen. Solche Ausschreitungen machen es Ordensleuten und Priestern nahezu unmöglich, mit einem solchen Dampfer zu reisen. Die Schiffsgesellschaft selbst verhält sich bei derartigen Veranstaltungen ganz passiv; doch dürfte sie schon solchen Ausschreitungen gegenüber ein warnendes Wort haben.

Am 20. ds. Mts. ließen wir Walfischbay an. Am Vorabend haben wir unserem lieben Reisegefährten, dem Oblatenpater, noch „Lebewohl“ gesagt in einer recht netten Abschiedsfeier. Der Obersteward der 1. Klasse hatte die Güte, uns seinen Kinderzalon zur Verfügung zu stellen. In dreiwöchentlichem Zusammensein war der Pater als alter Afrikamissionar für uns junge Missionsrefruten ein lieber Führer gewesen, weshalb es wohl am Platze war, ihm auch unsere Dankbarkeit zu bezeigen. Einleitend sprach ich einige humorvolle Abschiedsworte und überreichte ihm ein bescheidenes geistliches Blumensträußchen als schwaches Zeichen unseres Dankes. Dann sangen die Schwestern Ernstes und Heiteres; auch wurden schlichte Abschiedsworte und Glückwünsche für die fernere Zukunft gewechselt, und der hochw. Herr war sichtlich erfreut und gerührt über unseren eigenartigen Abschiedsgruß. Am Morgen ließen wir dann in den Hafen von Walfischbay ein.

Um 5 Uhr sollte laut Bekanntmachung die „Wangoni“ wieder abdampfen. Somit hatten wir Zeit genug, uns das Leben und Treiben in dem erst seit dem Kriege aufblühenden Hafen anzusehen. Die Küste bot einen trostlosen Anblick. Lauter Sand und nur Sand, soweit das Auge schauen konnte; nicht einmal eine Distel mit ihrem Grün unterbrach das trostlose Gelbe der Sanddünen. Man versucht jetzt wenigstens Ziersträucher anzupflanzen. Das Erdreich dazu muß 45 Kilometer weit herbeigeschleppt werden und täglich muß man die armen Pflänzlein fleißig begießen, wenn sie nicht die nächsten Tage schon wieder absterben sollen. Das war nun einmal echt afrikanischer Boden, und am Quai wimmelte es nur so von schwarzen Arbeitern. Da wir seit dem 28. Dezember nie mehr die schwankenden Bretter unseres Schiffes verlassen hatten, so freuten wir

uns auf den Augenblick, in welchem wir wieder festen Boden unter unseren Füßen haben würden. Wir gingen so bald als möglich an's Land, und auch die Schwestern folgten unserem Beispiele, und wenn es auch heißer Sandboden war, so fühlten sich die Schwestern doch wohler als an Bord, wo sie das Gespenst der Seekrankheit — wenigstens einige — nie ganz los wurden.

Sehr originell nahm sich da eine Neger-Madame aus, die stolz über den Sand daher geschritten kam in einem langen, roten aber sehr sauber und nett gehaltenen Kleid nach altem europäischem Schnitt, eine kleine weiße Schürze vorgebunden, gelbe Schuhe an den Füßen und ein Tuch als Turban um den Kopf geschlungen. Europäer, meistens Besuche von Reisenden, ließen auch genug herum, aber nicht im langen sondern sehr kurzen Kleid, nicht im alten anständigen, sondern im modernen, dem Nackten sehr holden Schnitt, so daß diese Neger-Madame mehr Verständnis zeigte für die Forderungen der christlichen Sittsamkeit als die hochkultivierten Europäerinnen. Gar bald aber wurde durch die Schwestern unsere Aufmerksamkeit vom Quai abgelenkt. Sie hatten sich nämlich um zwei Europäer versammelt, mit denen sie eifrig im Gespräche waren. Als wir näher kamen, erkannten wir in ihnen zwei Patres von den Oblaten der Unbefleckten Empfängnis, Missionare dieser Gegend, die unseren Reisekollegen abholen wollten. Mit ihnen gingen wir nun zur neuerrichteten Missionsstation der Walfischbay. Das kleine Missionshaus, das zugleich auch Kapelle wird, ist erst im Bau begriffen und der Pater Missionar muß daher täglich bis zu dessen Vollendung von Swakopmund mit der Eisenbahn nach Walfischbay fahren.

„Missionshaus im Sand“, das wäre eigentlich der rechte Name dafür. Der Pater sagte uns, das einzige Grün, das er bekommen könnte, wären Linen auf Watte in Töpfen gepflanzt, die dann als Fierpflanzen gelten. Die Schwestern gaben ihm daher ihre vertrockneten Tannenreiser, die sie als Weihnachtsgruß aus der Heimat mitgenommen hatten, und die er als eine kostbare Gabe in dieser Sandwüste freudigst entgegen nahm. Da die Mission noch nicht eingerichtet ist, so konnten die Patres an uns nicht Gastfreundschaft üben. Daher gingen sie mit an Bord und ließen uns hier bewirten und wir saßen da bei einem Glase Bier in gemüthlichem Geplauder an Deck der „Wangoni“ zusammen. Nachmittags kam noch ein anderer Pater aus Swakopmund an Bord auf Besuch; und als es dann Zeit wurde, Abschied zu nehmen, gab es ein vielseitiges Händedrücken und Glückwünschen. Als die „Wangoni“ vom Quai abgestoßen und vom kleinen Schlepper in das Tiefwasser gezogen worden war, winkten wir noch unsere letzten Grüße unserem lieben Reisekollegen und den anderen Missionaren. Am nächsten Tage sollten wir Lüderitzbucht anlaufen. Erst gegen 5 Uhr ließen wir in die Bucht ein. Hier lag bereits ein schönes, großes Schiff vor Anker; es war ein Frachter der Woermann-Linie, namens „Muansa“, und beide Schwesternschiffe begrüßten sich nun durch Flaggensignale. Erst vor ein paar Tagen hatten wir des Nachts so um 11 Uhr einen anderen Woermann-Dampfer auf hoher See getroffen, die „Usaramo“, welche von Walfischbay nach Lobittobah herauf fuhr. Beide Schiffe begrüßten sich durch Raketen-signale, da sie von einander zu weit entfernt blieben, um die Sirenen hören zu können.

Die Lüderitzbucht macht einen sehr wild romantischen Eindruck. Nur ist sie felsiger als Walfischbay, aber sonst genau so kahl. Da kein Quai vorhanden ist, so mußte der Dampfer draußen liegen bleiben und die Passagiere wie die Ladung wurden von kleinen Schonern geholt. An Bord entwickelte sich jetzt ein rühriges Leben; es kamen die Schwarzen, um das Löschten zu besorgen, was bis 2 Uhr nachts dauerte. An und für sich gab es nicht viel zu sehen, nur hinten am Steuer war es interessant. Dort vertrieb sich nämlich ein Passagier die Zeit mit Fischen. Und das Fischgeschäft ging gut. Jeden Augenblick zog er einen Grundhai an Bord. Da diese Fische aber nicht essbar sind, so wurden sie zerstückelt und dann den Möven zum Fraße hingeworfen. Dieses Manöver wurde jedoch nicht wiederholt, wenn ein Knurrehahn angebissen hatte, denn diese gelten als sehr schmackhafte Edelfische. Doch waren diese Fische gar nicht einverstanden mit ihrer Reise an Bord und gaben durch Knurren ihren Unwillen kund, daher auch ihr Name.

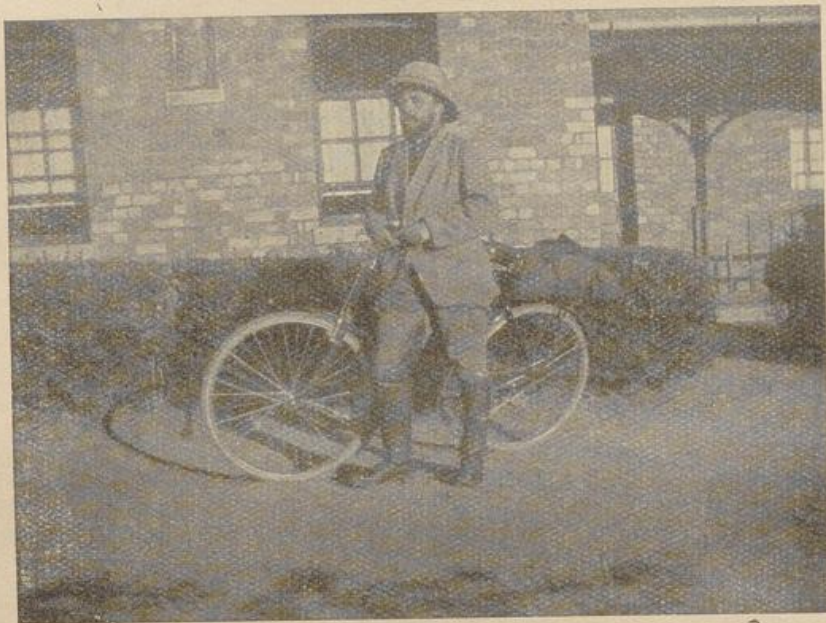
Als wir am nächsten Morgen erwachten, waren wir bereits wieder auf hoher See. Sonderbarerweise war es in den letzten Tagen auf See sehr kühl, und von Lüderitzbucht weg hatten wir wieder das unangenehme Schaukeln des Schiffes.



Hochw. P. Kammerlechner, R. M. M. und die Missionsbrüder
Br. Matthäus Albers und Br. Alfred Müller

Am Montag den 24. Januar morgens liefen wir in den Hafen von Kapstadt ein, wo wir wieder einen lieben Reisegefährten, den Jesuitenbruder, verloren. Die Stadt bot einen herrlichen Anblick, ein wahres Lichtmeer. Noch am Vormittag konnten wir an Land gehen und es tat wohl, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Vor allem interessierten wir uns für die katholischen Kirchen. Am Vormittag war uns aber das Glück nicht hold. Wir fanden alle möglichen Kirchen, aber keine katholische. Es sind in Kapstadt fast alle nur denkbaren Sekten vertreten. So fanden wir die Kirche der Methodisten, der engl. Hochkirche, der deutschen Baptisten, der Protestanten usw.

Bei dieser unserer ersten Wanderung durch die Stadt kamen wir auch an die Strandpromenade, wobei wir Gelegenheit hatten, dem Gaukelspiel eines indischen



Meine „Wenigkeit“ mit dem „Missionspferd“

Dieses Stahlroß trägt mich jede Woche auf die Außenstationen. Das kostet bei den weiten, schwierigen Wegen 5, 3, 9, 7 und 8 Stb., je nach Lage der Stationen. Daß dabei viel Schweiß und Beschwerden verbunden sind, weiß jeder der arbeiten muß. Diese Strapazen könnten erleichtert werden, wenn uns gute Helfer ein „Motorrad“ kaufen würden, oder das Geld zur Verfügung stellten. Schon jetzt Vergelt's Gott.

Schlangenbeschwörers zuzuschauen. Am Nachmittag setzten wir unsere Wanderung durch die Stadt wieder fort, um das afrikanische Museum anzuschauen, wie es uns in der Heimat vielfach angeraten worden war, und dann um eine katholische Kirche zu finden. Diesmal hatten wir mehr Glück. Wir kamen ohne die geringste Schwierigkeit an den Herz-Jesu-Konvent der Dominikanerinnen und konnten so unserem Heiland im Tabernakel einen längeren Besuch abstatten. Es ist eigenartig, auch in der Fremde fühlt man sich beim Scheine des ewigen Lichtleins in unmittelbarer Nähe seines Heilandes wie zu Hause und man vergißt dabei ganz, daß das Gotteshaus englischen Nonnen gehört.

Sonst gibt es in Kapstadt nicht viel zu sehen (?) und wir waren auch damit zufrieden, wenigstens einen Tabernakel zu wissen, denn Kunstwert haben diese Kirchen in den Kolonien sehr wenig. So war damit auch für den nächsten Tag

unser Programm schon festgelegt sowohl für den Vormittag wie für den Nachmittag: ein Besuch beim Tabernakel und ein Ruhestündlein im öffentlichen Garten. Hier war es sehr angenehm zu verweilen. Palmen, Kakteen, Eichen, Blumen, Denkmäler, Springbrunnen boten dem Auge eine angenehme Abwechslung. Schattige Ruhebänke waren allenthalben von Besuchern besetzt.

Bei Abenddämmerung segelte nun die „Wangoni“ wieder auf die hohe See hinaus. Die Ausfahrt war sehr stürmisch. Am übernächsten Tag liefen wir Port Elisabeth an. Da wir aber am Quai nicht anlegen konnten, so wurden wir viel von Schonern besucht, welche die Reisenden abholten und neue zurückbrachten, desgleichen auch die Schwarzen und die Rähne, welche die Ladung mitnahmen. Drollig war es am Abend anzusehen, wie die Schwarzen vom Schoner wieder abgeholt wurden und auf einer Strickleiter das Deck der „Wangoni“ verließen. Die See war selbst im Hafen ziemlich unruhig, und es war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, auf den Schoner zu gelangen. Dazu hatten sie die größte Sorge, daß sie dabei nicht ihre „Proviantkiste“ verloren. Fast jeder bringt nämlich eine Büchse Schwarzpulver mit an Bord.
(Schluß folgt.)

Notizen eines katholischen Missionsarztes

Letztes Jahr herrschte die Blatternepidemie unter den Indiern von Durban. Darum wurde in der ganzen Umgegend die Impfung streng durchgeführt. Ich selbst habe gegen 2600 Indier und Eingeborene geimpft. An manchen Tagen, wenn Hunderte sich einfanden und ganz in ihrer Weise von der Prozedur nicht nur Schutz vor der bösen Krankheit, sondern auch ein wenig Spaß haben wollten, wurde es ein wenig schwierig, die Ordnung aufrecht zu halten.

Die Eingeborenen sind sehr findig, wenn es gilt, den Europäern Spitznamen zu geben und tun es oft mit einer geschickten Anspielung auf den wirklichen europäischen Namen. So hörte ich mich eines Tages während dieser Impfung „Dr. Make-me-cry“ (mach-mich-schreien) genannt, eine sicher nicht zu weit hergeholte Entstellung meines richtigen Namens (Mac Murtrie) und eine treffliche Anspielung auf die Schmerzensschreie, die einigen empfindlichen Patienten während der Impfung entfuhr. Rührend war die Dankbarkeit eines kleinen Indiermädchens, die mir einen großen Strauß wilder Blumen schenkte, womit ich die Krankenzimmer unseres Hospitals zierte. 2599 hatten die Fürsorge der Regierung und meine Arbeit als eine Selbstverständlichkeit hingenommen, aber eine wenigstens kehrte zurück und dankte!

Die folgende kleine Geschichte hat eine ernste wie eine heitere Seite. Sie zeigt recht gut die erstaunliche Höflichkeit, die den Eingeborenen Südafrikas angeboren ist. Natürlich hat diese Höflichkeit durchaus nicht immer europäische Formen und mag darum häufig von einem nicht sehr mitfühlenden Beobachter übersehen werden.

Einmal wurde ich von der Regierung gebeten, in einem weit entfernten Dorf eine schwarze Frau zu besuchen, die, wie man vermutete, an einer ansteckenden Krankheit litt. Als ich das Dorf erreichte, kam mir der eingeborene Lehrer entgegen und führte mich zur Patientin. Wirklich litt sie an der verdächtigen Krankheit. Da diese aber schon weit vorgeschritten war, war es unwahrscheinlich, daß meine Behandlung sie noch retten konnte. Ich tat aber mein bestes und verordnete regelmäßige Medizin. Auch versprach ich sie wieder zu besuchen, wenn ich in die Nachbarschaft käme. Nach einigen Wochen hatte ich den gleichen Weg zu machen. Wieder erschien der Lehrer, schaute aber sehr niedergeschlagen drein. Er erzählte mir, die Kranke sei tot. Es tue ihm sehr leid, mir das sagen zu müssen. Es sei ihm auch ganz unverständlich, denn von dem Augenblick, wo die Patientin die Medizin zum ersten Mal bekommen habe, sei es ihr immer besser und besser geworden bis zu dem Moment, wo sie starb!

Eine höflichere Form, einem Arzt den Tod seines Patienten zu melden, ist sicher noch nicht erfunden worden.

Dr. Mac Murtrie, Mariannhill.

Die Erziehung der Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars in Mariannhill

Das Schulwesen der Schwarzen

Die Fähigkeit der Schwarzen zum Lernen. Es gibt Unterschiede in der geistigen Fähigkeit zwischen europäischen und afrikanischen Kindern; aber diese Unterschiede sind nicht groß. Sie sind mehr qualitativ als quantitativ, liegen mehr in der Eigenart als in der Zahl. Sie treffen sich auch wieder bei den Kinderarten und man kann sie weder genau abmessen noch klar auseinander halten. Wo immer ein wirklicher oder scheinbarer Vorrang vorhanden ist, ist dieser schwerlich eine Folge der Abstammung, sondern mehr, beinahe ganz den fördernden Umständen zu verdanken, besonderer Übung und dauernder Betätigung gewisser Sinne oder Geistesfähigkeiten, z. B. glaubt man für gewöhnlich, daß Naturvölker die zivilisierten Völker weit übertreffen durch die Fähigkeiten ihrer Sinne; aber Proben haben bewiesen, daß diese Ansicht irrig ist. Die tatsächliche Überlegenheit ist nur der Erfolg einer besonderen Schärfung oder Übung der Sinne, die jenen Völkern in Folge ihrer besonderen Lebensverhältnisse notwendig ist.

Das psychologische Gesetz, daß unsere Fähigkeiten wachsen in dem Grade, in dem wir sie üben, findet auf alle Menschen dieselbe Berechtigung. Was nun die Schwarzen und ihre Fähigkeit zum Lernen betrifft, so sagt B. Dahle, daß im Durchschnitt die schwarzen Kinder genau ebenso gut begabt sind, als die weißen; aber im allgemeinen wirken gewisse Umstände so auf sie ein, daß ihre geistige Entwicklung von einem bestimmten Alter an gehemmt wird. In den meisten Unterrichtsfächern stehen die schwarzen Kinder den weißen nicht nach, ja für einige (Singen, Schreiben, Nähen) scheinen sie im Durchschnitt eine bessere Begabung zu besitzen, als weiße Kinder. Auf jeden Fall scheint es festzustehen, daß die Eingeborenen weit mehr befähigt sind zum Erlernen fremder Sprachen als die meisten Europäer. (Der Engländer ganz bestimmt. V. Red.). Die Erfahrung des Schreibers, der 15 Jahre lang Unterricht gegeben, gestattet wohl diese Behauptung.

Fähigkeit zum Lernen schließt die Fähigkeit für Aufmerksamkeit und Zucht in sich. Über diesen Punkt schreibt Professor Tabavu, der 10 Jahre in England war, folgendes: „Meine zehnjährige Erfahrung mit englischen Schulknaben hat mir gezeigt, daß es eine wirkliche Kleinigkeit ist, Eingeborene Knaben in Ordnung zu halten im Vergleich zu englischen; daß aber auch sie ebensoviel Rücksicht und Liebe verlangen wenn man Auflehnung und Unordnung abwenden will.“ Der Schreiber kann versichern, daß bei geeigneter Behandlung die schwarzen Knaben einem sehr wenig Verdruß bereiten.

Die Schwarzen haben auch ihre Fähigkeit gezeigt für Kultur und hö-

here Bildung. (Es ist hier immer von südafrikanischen Eingeborenen die Rede, obwohl diese Ausführungen auch für die gesamte schwarze Bevölkerung dienen können. D. Red.). Mehrere haben Doktorgrade erworben auf südafrikanischen, englischen, italienischen und amerikanischen Universitäten. Manche zeigten große Tüchtigkeit als Journalist, Redner, Lehrer, Advokat und Arzt. Augenblicklich kennt der Schreiber einen Professor, 6 Ärzte und drei Advokaten, welche die Grade der englischen Universitäten besitzen. (Ebenso sind in der Mariannhiller Mission schwarze Priester mit römischen Doktorgraden tätig. D. Red.).



Vier christliche Basutofrauen in Festtracht

Schulgattungen. Zur Zeit gibt es folgende Arten von Schulen für Eingeborene:

Privatschulen, die von den Missionaren gehalten werden ohne staatliche Beihilfe. Solche Schulen werden eröffnet, entweder als Vorbereitung für eine zu eröffnende von der Regierung unterstützte; oder an Orten, wo eine katholische Schule ein dringendstes Bedürfnis ist von der Regierung eine Unterstützung aber nicht zu erwarten ist, weil sie weniger als drei Meilen von der nächsten protestantischen Regierungsschule entfernt ist.

Vorbereitende Elementarschulen, diese bereiten auf die 1. Klasse der Elementarschule vor. Der Lehrer braucht nicht staatlich geprüft zu sein, er erhält ein mageres Gehalt von ungefähr 30 Schilling im Monat.

Elementarschulen, sie umfassen die 1. — 4. Klasse und müssen einen staatlich geprüften Lehrer haben. Der Gehalt des Oberlehrers schwankt zwischen 48 — 66 Pfund im Jahr, während der Hilfslehrer etwa 30 — 48 Pfund je nach seiner Tätigkeit bezieht.

Mittelschulen, umfassen die 5. und 6. Klasse mit Lehrergehalt von 72 — 84 Pfund.

Lehrerseminare: Schüler, welche die 6. Klasse absolviert haben, erhalten in einem 3—4jährigen Unterrichtskurs die Ausbildung zum Lehrer. Diese Seminare müssen noch dazu von geprüften europäischen Professoren geleitet werden, denen eingeborene Lehrer als Assistenten zur Seite gegeben sind.

Ackerbauschulen: Jünglinge, welche die 6. oder 7. Klasse absolviert haben, erhalten daselbst eine zweijährige Ausbildung in der Landwirtschaft. Solche Schulen gibt es zwei im Transkeigebiet; eine in Isolo, die andere in Tefo.

Eine weitere Ackerbauschule befindet sich in Amanzimtoti in Natal und eine andere in Reichenau, Missionsstation der Mariannhiller Missionar. Junge Leute, die eine solche Landwirtschaftsschule mit Erfolg durchgemacht haben, werden von der Regierung als Ackerbaulehrer im Transkeigebiet, in Natal und Basutoland angestellt. Es ist eine eigenartige und doch gewöhnliche Erscheinung dieser Landwirtschaftsschulen in Deutschland, Indien und Südafrika, daß diese jungen Leute, welche aus diesen Schulen hervorgegangen sind, lieber eine kleine Stellung bei der Regierung annehmen als unabhängig ihren eigenen Boden zu bewirtschaften.

Industrie-, Handwerkschulen: Junge Leute, welche die 6. Klasse bestanden haben, lernen dort eines der folgenden Handwerke: Schreinerei, Wagnerei, Schmiedehandwerk, Schneider-, Dachdecker-, Schuhmacher-, Sattler-, Anstreicherhandwerk und Malerei. Mädchen machen einen Haushaltungskurs und erlernen die Führung des Haushaltes, Kochen, Nähen, Spinnen, Weben, Flechten usw.

Hochschulen; in ihnen wird das Studium von der 6. Klasse aufwärts betrieben und bereitet auf die Immatrikulation vor.

Die südafrikanische Akademie in Fort Hare ist die werdende Universität für die Eingeborenen. Es besteht ein Bedürfnis für höhere Bildung unter den Schwarzen. Ihr Fortschritt muß der Erfolg großer Männer sein, sowohl außerhalb wie innerhalb ihrer Rasse. Es ist daher ratsam, einigen Schwarzen die höchst mögliche Bildung angedeihen zu lassen.

Der verstorbene Tongo Tababu war der größte Vorkämpfer für die höhere Bildung unter den Schwarzen. Die Akademie zu Fort Hare wurde nach einigen Jahren der Vorbereitung im Februar 1916 durch den verstorbenen General Botha eröffnet. Die Kosten werden getragen zum Teil von der Regierung, dem Transkeigebiet, Basutoland, den

Missionsgesellschaften, Freunden der Eingeborenen, den Schwarzen selber und den Schulgebern. Die Akademie bietet folgende Kurse: Baccalaureatskurs der afrikanischen Universität, erstes Jahr der Medizin, Unterrichtsdiplomkurs, Matrifulation, Landwirtschafts-, Geschäfts-, Handelskurse. Im Jahre 1923 promovierte der erste Schwarze auf der südafrikanischen Universität zum Doktor. Im Dezember 1926 bestand ein katholischer Student der Mariannhiller Mission das Examen für das Baccalaureat in Fort Hare und ist nun im Lehrerseminar für Eingeborene in Mariannhill angestellt.

Notwendigkeit der Bildung. Die wichtigste Frage der ganzen Abhandlung ist diese, ob man dem Schwarzen überhaupt eine höhere Bildung verschaffen soll. Es gibt gewichtige und durchschlagende Gründe für eine bejahende Antwort.

Wir müssen die Eingeborenen erziehen, weil wir damit begonnen haben und können davon nicht ablassen. Wir begannen sie zu erziehen, als wir mit ihnen in Berührung kamen, sobald wir unsern Fuß auf die südafrikanische Küste gesetzt hatten.

Lord Selborne sagte einmal bei einer Aussprache an der Universität in Kapstadt: „In demselben Augenblick, da ein Schwarzer mit einem Weißen in Berührung kommt hat seine Erziehung begonnen; sei es auch nur mit einem Verkäufer in dem den Schwarzen eingeräumten Gebiet; weit mehr aber ist dies der Fall, wenn er auf einer Farm lebt und noch weit mehr, wenn er Diensthote bei Europäern wird. Da beginnt seine Schulung mit großem Nachdruck. Und wenn dies die einzige Bildungsmöglichkeit für den Schwarzen bleibt, wer vermag da noch zu glauben, der Schwarze nähme bei Nichtunterricht etwas anderes vom Europäer an, wenn nicht das Schlechte?“

Die Sozialphilosophie, soziale Menschenkunde, lehrt, daß der Anschluß, die Berührung des Eingeborenen mit unserer gepriesenen Zivilisation fast stets eine verschlechternde Wirkung erzielt hat. Daher ist Unterricht und Bildung notwendig. Was die südafrikanischen Eingeborenen betrifft, so wurde deren selbständiges Vorgehen seit Jahrhunderten gehemmt durch ihre eigenen sozialen Sitten und Gebräuche, dagegen das „Nachahmen“ sich umso kräftiger entwickelte. So kam es, daß, als sie mit der weißen Bevölkerung zuerst in Berührung kamen den Weg der geringsten Anstrengung einschlugen und anstatt die Tugenden die Fehler und Laster nachahmten, da sie nicht dem Verstande, sondern dem Naturtrieb folgten. Sie haben sich dadurch nicht verbessert. Sie mußten sich so gut und schlecht es ging, sich ihre ungeeignete Bildung selbst zusammensuchen; deshalb bleibt nichts anderes übrig, als ihnen jetzt eine bessere und geeignete Erziehung zukommen zu lassen.

Heidnischer Aberglaube und seine Greuel

Von P. Sales Effer, R. M. M.

Als ich noch in Reichenau missionierte stellte sich eines Abends spät ein ungefähr 11—12jähriges Mädchen ein und bat, in die Schule aufgenommen zu werden. Ich fragte, ob es zu Hause davongelaufen sei oder ob es mit Erlaubnis der Eltern zur Schule komme. Das Mädchen erwiderte mir darauf: „Baba, ich bin zu Hause weggelaufen. Große Furcht hat meine Seele erfüllt. Mein Bruder will mich verkaufen. Die Männer aber, die mich kaufen, wollen mich töten und aus meinem Leib Medizin machen, um einen Häuptling ums Leben zu bringen.“ Ich drückte meinen Zweifel über diese Aussage aus, allein das Mädchen ließ sich nicht abwendig machen sondern sagte: „Baba, glaube es nur, ich habe es selbst gehört, als mein Bruder mit ein paar Männern darüber verhandelte. Die Verhandlung wurde nämlich im Kraaleingang geführt und ich war in der Nähe verborgen. Mein Bruder hat noch zugestimmt, daß die Männer mich für 12 Ochsen haben könnten. Die anderen Männer sagten darauf, daß 12 Ochsen zwar sehr viel sei, daß sie aber doch zustimmen würden, weil sie eben ein Mädchen haben müßten, das noch nicht heiratsfähig sei.“ Die Tränen standen dem armen Wesen in den Augen, als sie das so treuherzig erzählte. „O Baba, rette mich, lasse mich auf der Station!“ bat sie inständig. Ich erklärte ihr, daß sie einstweilen in der Schule bleiben könne.

Schon am andern Tag kam der Bruder des Mädchens. Da der Vater des Mädchens nicht mehr lebt, so hatte nach heidnischem Gesetz der erbberichtigte Sohn die ganze Verfügung über dasselbe. Der heidnische Bruder hatte noch eine Menge anderer junger Leute mitgebracht um das Mädchen mit Gewalt wegzuholen. Ich weigerte mich ganz entschieden, das Mädchen herauszugeben und sagte dem Bruder desselben, er solle zum Magistrat gehen und dort die Auslieferung verlangen. Auf diese meine Worte hin erhob die ganze Gesellschaft ein wüstes Geschrei und sie riefen, sie wollen das Mädchen mit Gewalt holen. Darauf erklärte ich dieser Gesellschaft: „Ich gebe euch das Mädchen nicht heraus. Ich werde aber selbst zum Magistrat gehen und euer wüstes Benehmen dort zur Anzeige bringen.“ Die Menge stand starr. „Zu gleicher Zeit werde ich“, fuhr ich fort, und dabei richtete ich meine Augen scharf auf den Bruder des Mädchens, „dem Richter erzählen, daß du eine Unterredung mit dem heidnischen Doktor hattest und deine Schwester für 12 Ochsen an den Medizinmann verkauft hast. Und ich weiß auch, was dieser mit ihr machen will.“

Diese meine Äußerung machte natürlich einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er suchte zwar seine Verlegenheit zu verbergen und fing wieder an zu drohen, allein schließlich zog er es doch vor zu gehen. Er verabschiedete sich ziemlich kleinlaut mit den Worten, er werde wieder kommen.

Um das Mädchen aus der großen Gefahr, in der es schwebte zu entfernen, ließ ich es nun schnellstens auf die entfernte Station Citeaur bringen. Sie selbst drängte darauf, schon in der kommenden Nacht abzureisen, da sie fürchtete, man würde sie doch noch mit Gewalt holen. Am nächsten Tag erwartete ich immer einen neuen Besuch des Bruders des Mädchens; allein er ließ sich nicht mehr sehen, sondern sandte eines Tages einen Boten mit dem Bemerken, die Sache sei in Ordnung, das Mädchen könne auf der Station bleiben.

Aus diesem schnellen Nachgeben des heidnischen Bruders schloß ich, daß doch wahrscheinlich das, was das Mädchen erzählte, wahr sei. Er wollte durch sein Nachgeben offenbar verhindern, daß ich zur Polizei ginge. Noch mehr bestärkte mich in der Ansicht ein Ereignis, das bald darauf eintrat.

Einige Zeit, nachdem ich den Auftritt mit dem heidnischen Burschen gehabt hatte, wurde die ganze Gegend in große Aufregung versetzt durch einen geheimnisvollen Mord. Ein weißer Farmer sah eines Tages, wie sein Hund ein menschliches Bein herumschleppte. Er ging der Spur nach und fand auch wirklich einen menschlichen Leichnam, aber ganz zerstückelt hoch auf einem Berge, wo sonst niemand hinkommt. Der Körper war schon in Verwesung übergegangen. Die Sache wurde von der Polizei und Detektivs untersucht. Nach langem Nachforschen wurden auch verschiedene verdächtige Personen verhaftet. Allein ein Nachweis konnte nicht erbracht werden und so wurden die Leute wieder entlassen. Bald darauf aber wurde einer wieder verhaftet, da verraten worden war, daß in dessen Hütte verschiedene Körperteile der gefundenen Leiche vergraben seien. Obwohl sich bei einer Nachgrabung in seiner Hütte die Richtigkeit dieser Anklage herausstellte, wurde er doch wieder auf freien Fuß gesetzt. Nicht lange hernach starb ganz plötzlich unter merkwürdigen Erscheinungen der Häuptling.

Missionspost

II.

Aus Mariannhill schreibt der gleiche Missionar, von dem schon ein Brief im „Vergißmichnicht“ erschien, folgenden zweiten Brief. Zwischen beiden liegen einige Monate:

... Da ich diesen Brief schreibe, ist es bereits ein Viertel vor 1 Uhr nachts. Ich komme heute von Mopela zurück, 5 Reitstunden weit. Morgen muß ich wieder eine Predigt vorbereiten. Ich bin jetzt jeden Sonn- und Feiertag und noch viele Wochentage draußen. Von Monat zu Monat fühle ich mich wohler. Ich lerne allmählich die Leute kennen und, was hier sehr wichtig ist, die vielen Wege, Stege und Pfädchen. Heute, nach fast einem Jahr, kenne ich mich so ungefähr aus, was die wichtigsten Außenplätze angeht. In Mfongosi und kwa'Hewu war ich noch nicht. Auch diese Außenstationen muß ich demnächst besuchen, wie P. C. mir sagte.

Am vergangenen Sonntag war ich in St. Raphael. Ich kam etwa um 8 Uhr dort an, setzte mich bald in den Beichtstuhl und hatte bis halb 1 Uhr Beicht zu hören. Dann begann die hl. Messe. Ich hatte über 100 Kommunionen. Es waren außerdem eine Anzahl Erstbeichtende da. Ich bedauere es, daß ich so manche ernste und drollige Eindrücke wegen Mangel an Zeit nicht mitteilen kann. Das vorletztemal hatte ich bei der großen Sour Fieber. Riesige Regengüsse waren hier niedergegangen. Der Umlazißfluß war gewaltig angeschwollen. Ich mußte den Weg nach St. Magdalena auf der Eisenbahn machen. Und dann zog ich wie ein Ritter von der traurigen Gestalt durch das Land. Ich hatte wahnsinnige Kopfschmerzen. Die Erschütterungen beim Traben waren mir unerträglich. In solchem Zustand sind die Anstrengungen der Seelsorge doppelt schwer. Einmal mußte ich mich vor und nach der hl. Messe zu Bett legen. Ich ließ den Katechisten die Predigt vorlesen. Aber ich kann Ihnen versichern, so gut wie der hätte ich es auch noch gekonnt.

Wie glücklich war ich, als ich nach der Sour daheim ankam. P. C. war ebenfalls durch ein Fieber ans Bett gefesselt. Ich selbst kurierte mich bald durch kalte Abwaschungen. Heute Morgen mußte ich Bußen erteilen wegen öffentlichen Argernisses. Dann stellte sich ein junges Ehepaar vor, das nach unseren Begriffen gar keine Eheleute waren. Er war Katholik, sie Protestantin, beide heidnisch verheiratet. Das saubere Pärchen hatte mal wieder, wie es schien, eine fromme Umwandlung bekommen und kam zur Kirche. Er meinte, ich solle ihm eine Buße geben für sein Vergehen, dann sei alles wieder in Ordnung. Ich mußte ihm natürlich erklären, daß da schon viel weiter auszugreifen sei usw.

Doch ich muß schließen, es ist bereits halb 2 Uhr

P. Raphael Böhmer, R. M. M.

Das große Liebeswerk vom hl. Paulus

Das große Liebeswerk vom hl. Paulus der Mariannhiller Mission hat sich in der letzten Zeit wieder neu entfaltet und viele Mitglieder gewonnen; möchten nun auch fernerhin demselben recht viele beitreten. Es ist dem hl. Paulus geweiht, weil er der größte aller Heidenmissionare ist und weil er als Fürbitter erwählt ist, recht vielen jungen Leuten Liebe und Freude zum Berufe eines Missionars zu erbitten.

Das große Liebeswerk vom hl. Paulus soll es uns ermöglichen, braven unbemittelten Jünglingen die Möglichkeit des Studiums zu gewähren, damit die ihnen von Gott in's Herz gelegte Sehnsucht, die Heiden zum Heiland zu führen in Erfüllung gehen kann; es soll uns ermöglichen, Missionshäuser und Seminarien zu errichten und zu erhalten, in denen die von Gott Berufenen für ihr praktisches Wirken in der Mission vorgebildet werden.

Für die lebenden und verstorbenen Mitglieder dieses Liebeswerkes wird jede Woche eine hl. Messe gelesen; auch haben sie Anteil an den zwei hl. Messen, die tagtäglich für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mission gelesen werden und Anteil an den Verdiensten und guten Werken der Mission. Jeder neugetwehte Priester liest nach seiner Primiz eine hl. Messe für die Mitglieder des Liebeswerkes; ferner wird in allen unsern Häusern von allen Mitgliedern nebst den sonstigen Gebeten monatlich die hl. Kommunion für die Mitglieder des Liebeswerkes aufgeopfert.

Wer sich als Mitglied des Liebeswerkes einschreiben läßt hat einen jährlichen Beitrag von *M* 1.— zu leisten, (für Arme und Kinder genügt eine geringere Spende) und möge das Gebetchen jeden Tag sprechen: „Heiliger Paulus, du großer Völkerapostel, bitt für uns und die armen Heiden!“

Wer einen Betrag von *M* 20.— spendet, ist für immer in das Liebeswerk des hl. Paulus eingeschrieben (hat also keinen jährlichen Beitrag mehr zu leisten) und bekommt ein schönes Bild, das hinweist auf den Trost, den eine sterbende Mutter haben kann, wenn ihr Sohn in der Mission wirkt, in einem Missionskirchlein die hl. Messe liest.

Ferner möchten wir noch daran erinnern, wie in Nr. 4 des „Vergißmeinnichts“ von 1927 geschrieben wurde, daß, wer zum Bau unseres Priesterseminars oder zur Ausstattung der Kapelle desselben, zur Errichtung der Altäre usw. M. 50.— spendet, als Gründer in das Stifterbuch eingetragen wird. Möchten sich noch recht viele Mitbegründer melden. Allen lieben Wohltätern möge Gottes reichster Segen zu teil werden.

Die Mariannhiller Mission

Unser Herr im Stein

Von Reimmichl

Nachdruck verboten

Beim Geisterbrünnl wird's wieder ruhig. Die Nebel ziehen das weiße Bahrtuch über den Toten, die hochstämmigen Tannen neigen ihre Wipfel und stöhnen und ächzen, der Strudel aber rauscht das schaurige Leichenlied.

Ein frischer Nordwind hat die Nebel über den Berg hinunter und zum Tale hinausgejagt. Die Sonne ist schon längst unter die Berge gesunken und die Nacht hat ihren dunklen Schleier über die Seealm gezogen. Hinter dem Felsenbild: „Unser Herr im Stein“ erhebt sich eine wunderbare Lichte und umfließt das Bild wie ein Heiligenschein. — Die Hoheneggerbäuerin steht am Fenster und betet hinüber, denn der Wast ist noch immer nicht heimgekommen. Jetzt steigt der Mond über das Felsenbild empor — sein mildes Licht gießt keine Ruhe ins geängstigte Frauenherz. Er scheint heute so bleich wie ein Totenantlitz. Es läßt ihr keine Ruhe mehr; die Knechte müssen fort in den Wald, den Wast zu suchen.

Es vergeht eine Stunde und noch eine — der Bursche scheint jede eine Ewigkeit . . . Endlich kehren einige von den Knechten wieder. Sie hätten nichts gefunden, sagen sie, aber ihre Gesichter sind verstört und sie flüstern geheimnisvoll miteinander. — Da bricht die Bursche ein lautes Schluchzen aus, sie bittet die Knechte, ihr die Wahrheit zu sagen; es sei ihr leichter, das Unglück zu vernehmen, als in dieser schrecklichen Ungewißheit zu schweben. Die Knechte schwören hoch und teuer, daß sie nichts vom Wast gesehen. — Die Bursche nimmt ihr Kind auf den Schoß, faltet ihm die Hände und sagt: „Seppel, bet' zum Himmeltatte, daß der Vater wieder kommt.“ Da fängt das Bübl an hell zu lachen und deutet mit den Händchen hinüber zu „unserem Herrn im Stein“, wo der Fels im Mondlicht erglänzt.

In Angst und Bangen, in Tränen und Beten verging die Nacht.

Endlich am Morgen hat die Bursche alles erfahren. — In der Nacht hatte sie mit schrecklichen Bildern ihre Seele zermalmt, das Schrecklichste war ihr nicht eingefallen. Zu viel war es für das arme Frauenherz. Einen jämmerlichen, fast tierischen Laut hatte sie bei der Nachricht von sich gegeben, dann war sie hingefunken. Nun saß sie den ganzen Tag da stumm und blaß wie eine Leiche. Ihr Antlitz war hart wie ein Stein, keine Träne rann über ihre Wangen — sie konnte nicht weinen.

Das Seppel in der Wiege schrie und wimmerte; sie bemerkte es nicht. Man wollte das Kind fortnehmen, da stürzte sie sich mit einem lauten Wehr auf dasselbe.

Es war auch gar zu schrecklich, was sich die Leute erzählten. Wie ein Lauffeuer ging es in der Seealm herum, der Wurzelgraber und der Wast hätten sich um einen Rehbock gerauft, der Wurzelgraber habe den Wast erschossen und ins Geisterbrünnl geworfen. — Die Büchse mit dem Schnersack sei ja neben dem Loch gelegen; zuletzt habe sich der Wurzelgraber selbst das Leben genommen.

Den Wurzelgraber hatten sie in aller Stille auf dem Kirchhof begraben. Die Bursche war nicht hinuntergekommen. Sie sprach allerlei wirres Zeug, in der Nacht gellte ihr Jammer durch das Haus man raunte sich schon in die Ohren, die junge Hoheneggerin sei wahnsinnig geworden. — Da stieg der alte Pfarrer den Berg hinauf. Lange blieb er droben im Hohenegg; mild und sanft waren seine Worte. Er sprach von der lieben Gottesmutter unter dem Kreuze, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchstoßen . . . Wenn der Wast auch fort sei, meinte er, im Himmel droben wache

noch ein anderer Vater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Himmel droben kommen wir alle wieder zusammen, um uns nie mehr zu trennen.

Da löste sich endlich aus den Augen der Burgl eine Träne und bald schluchzte und weinte sie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. — Die Tränen linderten ihren Schmerz.

Der Trost des Pfarrherrn war wie ein Balsam auf ihr wundtes Herz gefallen. Sie war nun bereit, ihr Kreuz zu tragen für den Wast, daß er ja gewiß in der andern Welt ein gutes Plätzchen finde.

III.

Sechs Jahre waren seit dem Unglückstage verflossen. Unstet und flüchtig wie Rain irrte der Hoheneggerbauer als Nagelkrämer in der Fremde herum. Das Bild des toten Wurzelgrabers verfolgte ihn bei Tag und Nacht. — Das war jedoch nicht die größte Qual für den geprüften Mann; in seinem Innern loderte wie ein sengendes Feuer das tödliche Heimweh, die brennende Sehnsucht nach Weib und Kind. Fast alle Nächte war er im Traum auf der Seealm bei seinen Lieben; im Schlaf hörte er die süße Stimme seiner Frau und schaute seinem Bübl in die taufriichen, blümelblauen Auglein.

Beim Erwachen aber brannte das Weh im Herzen nur umso heißer, je süßer die Bilder im Traume gewesen. Oft hörte er im Schlafe das Singen und Klingen von „unserem Herrn im Stein“ herüber und das feierliche Glockengeläute aus dem Alpental. — Das Bild im Stein winkte freundlich mit der Hand; der Wast aber wollte von unserem Herrn nichts mehr wissen. Er grollte dem lieben Herrgott in wildem Trok, weil er glaubte, von ihm verstoßen und verlassen zu sein.

Manchmal kam der Unglückliche mit seiner Nagelkrage nahe an die Tiroler Grenze. Da stieg er den Berg hinan, immer höher und höher, bis er tief hineinsah ins liebe Heimatland. Die glänzenden Firne ragten wie silberne Kerzen ins blaue Firmament und darunter dehnten sich die braunen Halben aus, umsäumt von dunkelblauen Waldstreifen.

Stundenlang saß der Wast auf einem Platz und schaute und weinte hinüber ins liebe Tiroler Ländchen. Wenn dann endlich die Nacht hereinbrach und

der Abendstern so hell über das Spiegelhorn herüberglänzte und „grüßte, da dachte er sich: „Da drunten schläft die Burgl und das Kind oder vielleicht sind sie noch wach und schauen auch empor zu dem hellen Stern!; da oben treffen sich unsere Blicke, die Herzen bleiben getrennt.“

Mit tausend Banden zog es ihn über die Berge, wo der Himmel viel klarer und die Sterne viel lichter strahlen, wo die Bächlein viel munterer rauschen und plaudern, wo der Wald viel duftiger und grüner prangt. — Jedoch, als ob der Gedanke an die Heimkehr ihn erschreckte, so eilte er den Berg herab und wieder hinein in die Fremde.

Lange Zeit war der Wast in keine Kirche mehr getreten. Da kam er eines Tages nach Maria-Einsiedeln. Mehr aus Neugier als aus Andacht ging er in die Wallfahrtskirche. Lange schaute er hinauf zum Gnadenbild, dann sank er in die Knie. Es wurde ihm plötzlich so ruhig um Herz und es beschlich ihn ein so trauliches, warmes Gefühl, als sei er daheim in seinem Hause. Endlich stahl sich ein ganz verschämtes Ube Maria über seine Lippen, dann noch eins und jetzt taute sein Herz auf; die Tränen flossen, und sie linderten sein Weh. — Es trieb ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, sein Gewissen zu erleichtern. Der Priester, welcher ihm dazu behilflich war, kannte die Menschenherzen bis in ihre tiefsten Winkel hinein. Bald lag das Herz des unglücklichen Hoheneggerbauern wie ein Buch offen vor ihm. Worte voll Trost und Ermunterung flossen aus seinem Munde. Er stellte dem Wast die unselige Tat in einem ganz anderen Licht vor Augen, als sie derselbe bisher angesehen. Der Born, meinte er, habe ihn übermannt, übrigens habe er aus Notwehr gehandelt. Die weltlichen Gerichte, sagte er, werden ihn ganz unbehelligt lassen, seine Frau werde ihn mit offenen Armen aufnehmen; es sei ja kein Verbrechen, sondern nur ein Unglück vorhanden; es sei für ihn sogar eine schwere Pflicht, das Weib aus Kummer und Sorge zu erlösen und für sein Kind zu sorgen. — Der Wast schluchzte. Die freundlichen, überzeugenden Worte des Priesters wälzten einen Mühlstein von seiner Seele. Er versprach alles, dann eilte er wieder hin vor das Gnadenbild: „Himmelmutter, tausendmal vergelt's Gott! — Tu nur noch ein bißl auf mein Weib und mein Kind

schaunen!“ Das war das einzige, was er hervorbrachte.

In der Nacht sah er wieder das Bild: „Unser Herr im Stein“; es winkte noch freundlicher und dringender. Am Morgen verkaufte der Wast die Nagelkrone und erwarb sich dafür eine Bildermappe. Als reisender Bilderhändler wanderte er der Heimat zu.

In der Seealm schaute bereits der Frühling ins Tal. Busch und Baum hatten ihr weißes Kleid längst abgeschüttelt, der schwarze Wald hinter dem Hohenegg hatte eine hellgrüne Farbe angenommen, die Schneefelder drüben bei „unserem Herrn im Stein“ glänzten wie flüssiges Silber, die Bächlein und Wasserlein rauschten immer lauter; in den Nächten wurde ihr Rauschen zu einem mächtigen Brausen. Die grünweißen Eiswände folgten eine nach der andern frachend von den Felsen und dort, wo sie gestanden, hüpfte jetzt ein milchweißes Bächlein und feierte seine Auferstehung. Im Hochgebirge löste sich da und dort eine Lawine und fuhr donnernd in die Tiefe; lang toste der Widerhall in dem engen Talsessel nach. Durch die Felsenritze bei „unserem Herrn im Stein“ strich der warme Südwind; leichte Wölkchen, silbern und goldig, dann wieder rot, grün und blau schwebten um die Bergspitzen; zur Nachtzeit, da klang es feierlich und hell wie Engelsgefangen herüber zum Hohenegg. —

Es ist Ostersonntag. Unter dem Kirchdorf schreitet ein Mann die Straße herauf. Seine Haltung ist gebückt; ein breiter Vollbart umrahmt sein Gesicht — schon viele graue Haare durchziehen den dunkelbraunen Bart — seine Stirne zeigt manche Furchen und der Blick irrt scheu und kummervoll umher.

Das ist der Wast. — Viele Bekannte sind ihm schon begegnet, niemand hat ihn erkannt; und doch schnürt sich ihm das Herz zusammen, so oft er einem neuen begegnet, aus Furcht, erkannt zu werden. — Bereits lugt „unser Herr im Stein“ über die Berge heraus; das Hohenegg mit seinen lichten Fenstern grüßt auch schon herunter.

Draußen im Markt hatte der Wast erfahren, daß im Hohenegg alles gesund sei, daß ein paar Monate nach dem Unglück mit dem Bauer ein Hansel auf die Welt gekommen, daß die Bäuerin wohl viel geweint habe, jetzt aber recht ergeben sei, weil's halt schon einmal so sei.

Mit Schrecken hatte er auch die schaudervolle Märe über den Wurzelgraber

vernommen, wie sich die Leute den Hergang des Unglücks erklärten. Alles zog ihn vorwärts. Er mußte dem Wurzelgraber seine Ehre wiederherstellen, er mußte die Seinigen sehen, sie von Kummer befreien; jedoch eine unerklärliche Angst und Scheu drängte ihn wieder zurück: er wußte nicht, ob er es über sich bringen werde.

Er kam hinauf zur Kirche. Die Leute gingen aus und ein, denn im heiligen Grab war das höchste Gut ausgelegt. Auch hier erkannte niemand den Fremden. Sein erster Gang war zur Begräbnisstätte der Hohenegger; er sprengte seinen verstorbenen Angehörigen Weihwasser, da erblickte er an der Wand eine Tafel, die hatte er noch nie gesehen. Was las er darauf?

„Christliches Andenken an Sebastian Elmer, Bauer im Hohenegg, der am 12. Oktober 18 . . im Wald verunglückte. Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

Eine Träne rann ihm in den Bart herunter. Nun betrat er die Kirche. Ganz zuhinterst neben dem Weihbrunnfessel ließ er sich auf eine Kniebank nieder. Dort schmiegte er sich hart an den Pfeiler, um nicht den Blicken der Leute ausgelegt zu sein. Aus dem heiligen Grab schimmerten ihm die buntglühenden Augen ins Auge; eine kurze Bitte nur entrang sich seinem Herzen: „Jesus, Maria, stehe mir bei!“

Es läutete das erste und das andere zur feierlichen Auferstehung, die Kirche füllte sich nach und nach mit Andächtigen; alle waren sie dem Wast bekannt. Er hatte einen Blick mit höchster Spannung nach dem Mittelgang hin gerichtet. Da plötzlich stockte ihm das Blut in den Adern. Das war sie — sein Weib, blaß und abgehärmt ihre Züge, ihre Kleidung schwarz, nirgends ein farbiges Band; an beiden Händen führte sie einen Knaben.

Schau', der größere wird das Seppel sein — wie er nur gewachsen ist — und der kleine mit den hellblauen Augen und dem apfelroten Gesicht — den hat der Wast noch gar nicht gesehen — und doch ist er sein Kind, aber ganz das Abbild von der Burgl.

Sie rückten in eine Bank; der Wast konnte sie von seinem Platz aus genau beobachten. Fortwährend schaute er hin. Die Kinder hatten ihre Augen unerrückt im heiligen Grabe; die Gesichter glänzten in unschuldiger Freude. Da fing der Kleine gar an, mit den Finger-

lein zu zeigen und mit dem Seppel zu reden. Die Mutter flüsterte ihnen ins Ohr — jetzt waren sie wieder still und falteten innig ihre Händchen. — Es erscholl das feierliche „Christus ist erstanden“ und das himmelsjauchzende Alleluja; da sah der Wast, wie die Burgl ihr Sacktuch vors Gesicht hielt und schluchzte — er konnte nicht mehr hinblicken, auch er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Die Feier war beendet und die Leute waren nach Hause gegangen; die Burgl mit den Kindern war auch fort. Der Wast kniete noch alleweil auf demselben Platze. In seiner Seele tobte und garte es. Die Pflicht, die süßesten Hoffnungen zogen ihn fort, die Angst und Furcht hielt ihn zurück. Endlich raffte er sich auf. Langsam verließ er die Kirche, noch langsamer stieg er den Berg empor.

Die warmen Sonnenstrahlen hatten bereits den Schnee von den Bergen ins Tal hinuntergetrieben, die ersten Pflänzchen reckten ihre grünen Reime schon merklich aus der Erde und die Raine dufteten von jenem würzigen Wohlgeruche, den nur die sonnigsten Stellen der Berge zur ersten Frühlingszeit aushauchen. Da und dort nickte schon ein Engelblümchen mit seinen blauen oder weißen Augen und tief drunten im Blumenauge glänzte ein goldiges Sternlein.

Der Wast stieg höher und höher. Je näher er dem Hohenegg kam, desto langsamer wurden seine Schritte.

Es war schon dunkel, als er an der Tür seines Hauses pochte. Die Burgl selbst öffnete und leuchtete mit der Lampe dem Fremdling ins Gesicht.

„Schön guten Abend!“ sagte der Wast.

„Guten Abend auch! Was willst denn noch so spät?“

Dem Wast pochte fast laut das Herz.

„Bin ein armer Bilderkrämer“, sagte er, „und tät recht schön um eine Nachtherberge bitten. — Ein jedes Plätz ist mir gut.“

„Geh' nur herein in die Stube.“

Er ging hinein. Das war noch die alte Stube; droben an der Wand die gleichen Heiligenbilder wie damals, an der Tür noch dieselben mit Kreide geschriebenen Buchstaben E. M. B.; jeder Ast aus dem weißen Zirmgetäfel schien den Wast zu grüßen. — Die Knechte erhoben sich von der Ofenbank und betrachteten neugierig den fremden Mann. Die beiden Knaben, das Seppel und

das Hansel, wichen scheu zurück und hingen sich an die Schürze der Mutter.

„Braucht's euch nit zu fürchten, Büblein“, sagt der Wast, „geht's nur her. ich zeig' euch schöne Bilder.“

Die Kinder aber eilten der Mutter nach in die Küche. Zum Nachtessen brachte die Bäuerin eine Schüssel voll Schmalzkrapsen; einst war das die Lieblings Speise des Wast gewesen, heute konnte er nicht essen. Er saß wortlos hinter dem Tisch und blickte scheu hinüber zur Bäuerin.

„Ih, Krämer“, sagte die Frau, „tu' dich nit genieren! Bei uns heißt's zugreifen!“

„Vergelt's Gott, 's tut's schon!“ dankte der Wast.

Während die andern den Rosenkranz beteten, kniete auch der Wast an der Bank, aber beten konnte er nicht. — In seiner Seele wogte ein furchtbarer Kampf. — Sollte er sich zu erkennen geben, sollte er alles offenbaren?

... „Was wird die Burgl dazu sagen? ... Es ist ihr Vater, den ich erschossen ... Wenn sie mich haßt, verachtet? ... Ach, Gott, das kann ich nicht ertragen! ... Und meine Kinder sind und bleiben die Kinder eines Mörders, wenn ich bekenne ... Nein, ich kann nicht ... ich darf nicht!“

So wogte und stürmte es im Herzen des Wast.

„Und doch, du mußt, du mußt!“ rief es wieder in seiner Brust, „es handelt sich um deine Ruhe.“

Als der Rosenkranz vorüber, beteten die Knaben allein mit ihren hellen Kinderstimmen: „Für den Vater — Vater unser, der du bist in dem Himmel“ usw.

Dem Wast drohte das Herz zu zerspringen, er schluchzte ganz laut.

„Was hast denn, Krämer?“ fragte der Großknecht nach dem Beten.

„O mein“, antwortete der Wast, „ich hab' auch einmal solch Kinder gehabt.“

„Sind sie gestorben?“ fragte die Burgl.

„Gestorben nicht — aber sie kennen mich nicht mehr.“ Er weinte noch mehr. Die Burgl fragte nicht weiter, sie hatte Mitleid mit dem Fremden.

Der Wast packte nun seine Bilder aus. Die Mägde gaben durch laute Rufe ihr Erstaunen und ihre Bewunderung kund, die Knaben rissen ihre Augen weit auf und dennoch konnten sie nicht alles so genau betrachten, wie sie es wohl gern getan hätten.

„Geh' weiter weg, Seppel!“ befahl

die Burgl, „du bist dem Krämer lästig und beschmühest die Sachen.“

„O beileibe“, wehrte der Wast . . . „da, Bübl, hast ein Bild, das gehört dein bist soviel ein lieb's Kind.“ Da streichelte er den Knaben über die seidnen Locken und drückte heimlich einen Kuß auf dessen Stirn.

„Nein, nein, Mann“, ereiferte sich die Burgl, „s ist schade, der Bub tut's nur zerreißen; . . . gehst fort, Seppel, bist schon recht ein ungezogener Bub!“

„Pah laß das Bübl nur, da! Gelt, Seppel bist schon brav?“ sagte der Wast.

„Möchtest nicht mit mir gehen? Ich schenk' dir all die schönen Bilder.“

„Die Mutter tät soviel rehr'n“, meinte der Knabe, „der Vater ist auch fort' gegangen und nimmer kommen.“

„Wo ist denn der Vater?“ fragte der Wast.

„Da!“ sagte das Hansele und deutete mit dem Finger hinüber zu „unserem Herrn im Stein.“ — Die Burgl war hinausgegangen und der Wast trocknete sich abermals eine Träne.

Nun brachte die Großbirn Decken und Polster und richtete für den Krämer eine Liegerstatt auf der Ofenbank. — Die Knechte sagten „Gute Nacht“ und suchten ihr Lager auf. Die Burgl segnete die beiden Knaben und brachte sie ins Bett. — Der Wast war allein in der Stube und fing laut zu weinen an.

Da öffnete sich noch einmal die Stubenthür und die Burgl rief herein: „Krämer, gehst morgen zur Frühmesse?“

Als sie den Fremdling erblickte, wie er den Kopf auf die Hände stützte und laut weinte, kam sie ganz herein und fragte mitleidig: „Guter Mann, was fehlt dir denn?“

„Burgl, verzeih' mir!“ stöhnte der Wast.

Erschrocken fuhr die Bäuerin zurück. Da hatte aber der Wast schon ihre Hand ergriffen.

„Burgl, kennst mich nicht mehr?“ sagte er, „kennst du nicht mehr deinen Mann, den Wast?“

Die Burgl wurde freidebleich; sie wäre umgefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte; dann schaute sie ihm ins Gesicht und nun fiel sie um seinen Hals. Der Wast riß sich los.

„Burgl, hör' mich zuerst!“ sagte er, „ich hab deinen Vater erschossen.“

Die Burgl zitterte und drohte abermals umzusinken.

„Nicht mit Absicht hab' ich's getan — beileibe — aus Abereilung, aus Unwissenheit ist's geschehen — gern wollt' ich selber drunten liegen im Friedhof anstatt des Vaters.“ Nun erzählte er den ganzen Hergang.

„Burgl, kannst du mir verzeihen?“ fragte er zum Schlusse.

Die Burgl schluchzte.

„Gott sei Lob und Dank, weil du nur wieder da bist!“ war das einzige, was sie hervorbrachte.

Dem Wast fiel ein Stein vom Herzen.

„Ja, Gott sei Lob und Dank“, sagte er, „Gott hat alles zugelassen; „unser Herr im Stein“ hat mir alleweil gewinkt zu kommen; Gott wird alles wieder gut machen.“

Lange noch saßen sie beisammen und erzählten sich gegenseitig ihr Leid und schwelgten im Glück des Wiedersehens.

Die Sterne waren schon über die Mitternachtspitze hinübergewandelt, draußen rüttelte der Wind an den Fensterläden, von „unserem Herrn im Stein“ herüber tönte ein liebes Singen und Klingen, der Wast aber drückte einen süßen Kuß auf die Wangen seiner Kinder.

Ende!

Mit der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck einer sehr spannenden Geschichte von Spillmann.

Tragt Bausteine für unser Missionspriesterseminar Pius X. in Würzburg — es werden daraus Edelsteine für die Ewigkeit.

Gebetserhörungen

Belohntes Vertrauen! So mancher Mensch hält wenig vom Gebet. Der eine meint, das Beten sei nur für die Frauen, der andere wieder dünkt sich aufgeklärt und lacht darüber wenn er einen Beter findet. Ein Mann heute in der Zeit der Aufklärung noch beten, nein, das kann es nicht geben. Freilich, so spricht der Weltmensch und hat gewöhnlich seine berben Wiße, wenn nicht gar argen Spott über solche Sachen. Wer aber beten gelernt hat wird schon selbst erfahren haben, daß so manches beharrliche Gebet förmliche Wunder gebracht hat. Es war im März v. J., da erhielt ich bei meiner Firma, bei welcher ich viele Jahre Dienste leistete, ohne mein Verschulden und maßgebende Grundangabe die Kündigung. Der Kündigungsstermin zog sich jedoch bis August v. J. hinaus. Als Familienvater war ich selbstverständlich nicht wenig bestürzt über diesen Bescheid. In meinem Kummer hielt ich Novenen, eine um die andere, aber alle Versuche um eine neue Anstellung wollten keinen Erfolg bringen.

Schon war der Tag der Entlassung da und noch immer hatte ich nicht die geringste Aussicht auf einen Posten. Auf einmal, es waren erst 14 Tage, daß ich ohne Arbeit war, wurde mir der Bescheid bis ins Haus gebracht, daß ich bei der Firma N. N. sofort antreten könne. Nach weiteren 8 Tagen erhielt ich die Akzeptierung von einer Anstalt, behielt aber den ersten Posten. Es gefällt mir in diesem Geschäfte sehr gut und ich kann damit rechnen, daß es eine Dauerstellung wird.

Diese Vermittlung schreibe ich besonders dem hl. Joseph zu. Die letzten Novenen waren von mir zu Ehren des hl. Joseph gehalten worden und ich war ganz überrascht, als ich vor die Tatsache gestellt war, wieder eine schöne Stellung besitzen zu können. Ein Priester sagte mir ganz kurz vor meiner Neuanstellung, daß es der hl. Joseph bestimmt machen werde und wahrhaftig, er hat es gemacht. Ihm sei tausendfacher Dank!

Diese Veröffentlichung habe ich versprochen, sowie den Loskauf eines Heidenkinds und eingesandte Spende. Der hl. Joseph belohnt das Vertrauen und ich empfehle allen Lesern dieser Zeitschrift in allen Anliegen nicht zu vergessen, sich an den hl. Joseph, den Nähr-

vater unseres lieben Herrn und Erlösers Jesu Christi zu wenden! Der hl. Joseph belohnt das Vertrauen reichlich! J. R.

Wolfsbachau, Stmk.: Dank dem hl. Joseph, hl. Franziskus Xaverius und der hl. Theresia v. K. J. für auffallende Hilfe in schweren Familien- und Geldangelegenheiten.

Ried: Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schweren Familienanliegen.

Linz: Tausend Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für glückliche Heilung einer schweren Blindarmenztzündung.

J. G.: Unbei . . Franken für ein Heidenkind „Antonius“, um Hilfe in gewissen Anliegen von Gott zu erlangen.

Bischofszell: Durch Gebet und Vertrauen beim Garner Jesufind ist bei meiner Tochter nach zweijähriger schwerer Krankheit Besserung eingetreten und möge der liebe Gott, so es sein Wille ist, ihr bald die volle Gesundheit schenken. Ein Almosen war versprochen.

N. N.: Gende . . Franken als Opfer für die Mission aus Dankbarkeit dem hl. Antonius für Hilfe in gewissen Anliegen.

N. N.: Herzlichen Dank dem hl. ght. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für Erhörung in verschiedenen Anliegen. Möchten doch alle die in Not sind zu ihnen ihre Zuflucht nehmen.

St. Gallen, J. B.: Innigen Dank für die edle Gabe von . . Franken für ein Heidenkind „Judas-Thaddäus“ und als Beitrag für das Vergißmeinnicht. Gott lohne es mit reichstem Segen.

Alschau: Nach Versprechung von Antoniusbrot und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht hat sich die Krankheit unseres Vaters auffallend gebessert. Darum Dank dem hl. Antonius. Möge er uns noch weiter helfen.

Kempten, E. R.: Der hl. Familie sei tausendfacher Dank gesagt für Hilfe bei verschiedenen Anliegen, jedesmal wurde mir geholfen. Ich bin so glücklich, den rechten Weg gefunden zu haben. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen, auch werde ich ein Missionsalmosen schicken.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbed (Rhtb.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.

seph, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. für wiedererlangte Gesundheit.

Jestetten: . . . Mark für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in mehreren Anliegen.

Gasseldorf: G. f. . . . Mark erhalten. Vielen Vergelt's Gott.

Ehenrot: Auf die Fürbitte der hl. Theresia v. K. I. sowie der armen Seelen wurde ich von langjährigem Leiden befreit. Veröffentlichung war versprochen.

Viberach: Innigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. I., dem hl. Judas Thaddäus, dem ehrw. P. Paul von Moll und den armen Seelen für auffallende Hilfe in einer peinlichen Gerichtssache. Veröffentlichung war versprochen.

Gern: Durch Fürbitten der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. I. und der hl. Erzengel Michael, Raphael, Gabriel und meines hl. Schutzengels wurde ich erhört in ganz verzweifelten Lagen.

Lauffen: Dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. vielen Dank für ihre mächtige Hilfe.

Unterauerbach: Tausend Dank dem hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für so wunderbare Hilfe bei einer schweren Operation.

Traunstein: Tausendfach Vergelt's Gott für die gesandten . . . Mark.

B.: . . . Lire als Antoniusbrot zur Dankagung für Hilfe und empfangene Wohltaten.

Forchheim: Dank der lb. Mutter Gottes und der hl. Theresia v. K. I. für glücklich überstandene schwere Operation. Zum Danke schicke ich . . . Mark für ein Heidenkind.

Bobenheim a. Rh.: . . . Mark Antoniusbrot als Dank dem hl. Antonius, hl. Joseph, der hl. Theresia und der lb. Mutter Gottes.

Wegfurt: Dank dem hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für Erhörnung in einem Anliegen.

Steinau: . . . Mark Missionsalmosen als Dankagung für Gebetserhörnung.

Ungeannt: Dank der hl. Notburga, dem hl. Isidor, hl. Antonius, hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für Hilfe in Anliegen.

Oberleichtersbach: Jesus im hl. Altarsakrament und der hl. Theresia v. K. I.

Dank für Erhörnung in schwerem Anliegen.

Bad Dürkheim: . . . Missionsalmosen erhalten. Vielen Vergelt's Gott. Oberprausnitz: . . . Kc. zur Dankagung für glückliche Entbindung.

Limburg: Dank dem hl. Antonius und unserer lb. Frau von der immerwährenden Hilfe für Hilfe in schweren Anliegen.

Darfeld: In einer wichtigen Angelegenheit nahm ich den hl. Antonius zu meinem Anwalt; die Sache nahm ein gutes Ende. Tausend Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Muttergottes, der Hilse der Christen, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia. Anbei zu Ehren dieser Heiligen eine milde Gabe.

Beuel: Ein Heidenkind auf den Namen Clemens als Dankagung für überstandene Krankheit.

Werden: . . . Mark zu Ehren des hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, des hl. Gerhard und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörnung in einem Anliegen.

Burgreuland: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Gerhard Majella für Hilfe in großen Anliegen.

Euskirchen: Lob und Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in zwei schweren Anliegen.

Bödefeld: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe. Anbei ein Scherflein mit der Bitte um weitere Hilfe.

Kreuzchen: Anbei sende ich, wie versprochen, die festgesetzte Spende zur Taufe eines Heidenkindes als Dank für glückliche Geburt und Wohnungsregelung.

Senden anbei . . . Kr. als Antoniusbrot für erlangte Hilfe in einem Anliegen auf die Fürbitte um der Verdienste Jesu Christi willen, der allerseeligsten Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe des hl. Antonius, des hl. Schutzengels und des hl. Judas Thaddäus. Veröffentlichung war versprochen und bitte vielmal, mich wieder in einem schweren Herzensanliegen dem Gebete der schwarzen Kinder zu empfehlen.

Ferner wurden Gebetserhörnungen berichtet aus Dortmund, Ostheim, Gelsenkirchen, Bonn, Waldmichelbach Walsenbillig, Linz, Wolfberg, Innsbruck, Weiz, Hartberg, Feldbach Leoben, Hittisau, Mahrhofen, Neumarkt Budapest Komarno, Köhlendorf, Wien 13. Bezirk, Hall, Albernord Raab.

Gebetsempfehlungen

Bonn: Eine „Vergißmeinnicht“-Lese-
rin empfiehlt ein schweres Anliegen dem
Gebete.

Heimersheim: Bitte um Hilfe in schwe-
ren Anliegen.

Nachen: Eine Witwe in großem Leid
bittet ums Gebet zum hl. Joseph für
ihre Kinder.

Buchau: Um glückliche Heirat.

Köln: Um glückliche Operation.

Seligenstadt: Ein eifriger Beförderer
bittet ums Gebet

Brühl: Um das Gebet in einem schwe-
ren Anliegen.

Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um
das Gebet zum hl. Judas Thaddäus u.
zum hl. Antonius in schweren Anliegen.

Liptingen: Um das Gebet für eine
schwer kranke Frau.

Für ein Mädchen, daß es von unrech-
tem Wege zurückkehrt.

U.: Für eine Familie in mehreren
Anliegen.

Lobendau: Um Frieden unter den Ge-
schwistern bitten wir den hl. Joseph, den
hl. Antonius und den hl. Judas Thad-
däus.

Alschau: Bitte um Hilfe in mehreren
Anliegen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet in meh-
reren Anliegen zur hl. Familie, zur hl.
hl. Theresia, zur hl. Notburga und zum
hl. Judas Thaddäus. Ferner um glück-
liche Entbindung zur hl. Mutter Anna.

Bühl: Zu Ehren des hl. Joseph für
glücklichen Verlauf einer Operation; an-
bei . . . Mf.

U. N. in L.: Zu Ehren des hl. Joseph
und des hl. Antonius um Hilfe in einem
schweren Berufsanliegen und glückliche
Lösung eines Hauskaufes.

Innsbruck: Eine große Wohltäterin
bittet um das Gebet durch die Fürbitte
des hl. Joseph und der lieben Gottes-
mutter Maria und der hl. Theresia v.
K. S. um Heilung eines schweren Augen-
leidens.

Memento

Ottersweiler: Elisabeth Pfister, seit
über 30 Jahren eine stets eifrige Be-
förderin der Mission.

Altha: Joseph Hansbauer, langjähri-
ger Abbonnent.

Duisburg-Neudorf: Frä. Margaretha
Jännichs, langjährige Förderin unserer
Mission.

Duisburg: Maria Diederichs, lang-
jährige Förderin unserer Mission.

Verod: Frä. Anna Nink, langjährige
Förderin.

Ohmerat: Frau Wwe. P. Herchen-
bach, langjährige treue Förderin un-
serer Mission.

Bensberg: Frau Th. Oberbörich,
langjährige Gönnerin unserer Mission.

Arnstein: Sophia Schießer, Sabina
Lacher. Würzburg: Dora Karl. Nord-
heim: Lorenz Kram. Ottrott: Eugen

Mardert. Leutkirch: Jakob Reich. Lip-
tingen: Eulalia Renner, Angelika Gaß-
ner. Altötting: Joseph Schröder, Kres-
zenz Mager. Alting: Anna Rauchsich-
ler. Laubach: Wwe. Ignaz Herber. Pier-
bach: Maria Anna Schiller. Secken-
heim: Georg Eberhardt. Waldbühn:
Martin Gleißner. Dahl: Wwe. Her-
mann Ahle. Waldbühelbach: Gertrud
Ehrnet. Kendenich: Wwe. Carol. Kurth.
Gelsentkirchen: Landwirt Pottbrod. Dar-
feld: Joseph Engelsing. Selgte: Ehrw.
Schwester Magdalena. Bonn: Johann
Farber. Brand: Agnes Wimmer. Trier:
Peter Laubach. Crefeld: Gertrud Becker.
Brand: J. Henn. Störmede: Gertrud
Sandhoff, Maria Deppe. Feldbach: J.
Meier, Johann Rager. Ligt: Maria
Urban. Weiz: Maria Scheitl. Grafen-
dorf: Maria Schützenhöfer.

Empfehlenswerte Bücher

Lied zur hl. Theresia vom Kinde Jesu. Von
H. Stübinger. 100 St. mit Partitur RM 1.50.
St. Josephs-Verlag, Reimsingen.

Ein Lied zur kleinen hl. Theresia, das überall
begeisterte Aufnahme finden wird.

Das wandernde Gnadenbild. Von Pater H.
Heimanns, S. C. D. 84 Seiten. Mit 5 ganzsei-
tigen Illustrationen. Geb. in farbigem Umschlag
RM 1.50. Verlag Missionshaus Sittard, Post
Wehr, Bez. Aachen.

Eine allerliebste Marienlegende für alle jene,

die Freude an einer wahrhaft künstlerischen und
modernen Legende haben.

Kinderland. Was Menschen und Tierlein zu
erzählen wissen! Von J. M. Sünemann. 90 S.
mit 24 Bildern von E. Ramsay. Geb. RM 3.—.
Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Wunderbare Geschichten, Fabeln, in denen
sie den warmen Herzschlag der Natur belauscht,
kosten läßt von dem unversiegbaren Brunnens der
lieben Mutter Erde. Allen Kindern und Kin-
dernfreunden bestens empfohlen.

Mudipudis wunderbare Fahrten und Abenteuer von Richard Doozmann. 250 S. 68 Text- und 6 Vollbilder. Ganzleinenband *R.M.* 5.50. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Ein Buch, das mit seinen Märchen voll symbolischer Bedeutung die Phantasie junger Leser so wohlthätig anzuregen und zu unterhalten weiß, ist selten geschrieben worden.

„Die Gottesknechtelein.“ Die Geschichte einer Kinderfreundschaft von Elisabeth Behrend. 200 S., reich illustriert, geb. *R.M.* 4.—. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

So überzeugend spricht alles zum kleinen Leser und so verbunden fühlt er sich mit den Helden seines Buches, weil ihm ja selber ganz Ähnliches geschehen! Für Kinder von 7–10 Jahren bestens empfohlen!

Jungmänner-Jahrbuch, 3. Band, und ein Mädchen-Jahrbuch, 5. Band. Reich und zum Teil farbig bebildert. Ganzl. *R.M.* 5.—. Druck und Verlag Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth (Wapern).

Zwei Bücher, bereits vortrefflich eingeführt, die sich als Geschenkwerke für die katholische reifere Jugend hervorragend eignen. Kernig, sittlich gesund, der jugendlichen Eigenart entsprechend.

Jesus mein Vorbild. Vollständiges Gebets- und Belehrungsbuch für Erstkommunikanten, namentlich zum Gebrauche bei der hl. Beichte und bei den gemeinschaftlichen Kommunionandachten. Von Franz van de Weher, Kaplan. 2. Aufl., 192 S. Verlag Vögelin & Verder, Rebdelaer. In Leinenband mit Rotschnitt *R.M.* 1.50, mit Goldschnitt *R.M.* 2.—.

Was sich in diesem Büchlein an Gebeten, Beichten und Kommunionandachten findet, sagt in schlichten, verständlichen Worten das, was das Kind seinem Herrgott sagen will.

Der Saemann. Ein Jugendbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Mit einem Titelbild und vielen Illustrationen im Text. 256 S., in Halbleinen *R.M.* 6.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Willingen, Baden.

Ein Knabenbuch von bleibendem Wert. Wir wünschen es in jedes Jungens Hand. P. Dom.

Wo der Adler haust. Vergessene Geschichten von Pater Odilo Zurkinden. 176 S. Preis kart. *R.M.* 2.—, geb. *R.M.* 2.80. Verlag Kanisiuswerk, Freiburg im Aargau und Konstanz, Baden.

Die vier Erzählungen schildern in anschaulicher und oft ergreifender Weise das Leben und Treiben der Bergler und fremder Wanderer, die zur Sommerzeit auf die Alpen steigen. Das Buch ist eine ganz vorzügliche Gabe und verdient die weiteste Verbreitung, vor allem in den Kreisen derer, die die Berge lieben.

Brüder Grimm: Deutsche Sagen. Von Wilhelm Fronemann. 71 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6806. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Eine wahrhaft glänzende Perlenreihe hübscher und sinnvoller Erzählungen, die geeignet erscheinen, wieder ins Volksbewußtsein einzugehen. Kindern kann das Büchlein vom 12. Jahre an in die Hand gegeben werden.

Clement Brentano: Der Bildhauer und andere Märchen. Ausgewählt und herausgegeben von Wilhelm Fronemann. 66 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6805. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Eine Auswahl der kostbarsten kleinen Märchen bringt die vorliegende Sammlung. Sie werden den Erwachsenen als literarische Kleinodien er-

scheinen, den Kindern, denen man sie schon mit acht Jahren geben kann, als naivgläubige Gebilde der Phantasie.

Die schönsten Historien von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe des Volksbuches von 1519. Von Wilhelm Fronemann. 77 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6810. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die vorliegende Auswahl aus dem alten Volksbuch, gereinigt von allem Anstößigen, ist ein vorbildliches und unterhaltendes Volksbuch, das gleichzeitig der Schullektüre, vom 10. Jahre ab, dienen kann.

Das verschwundene Schloß. Märchenroman. Von Wilhelm Fronemann. 80 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6807. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die vorliegende Zusammenstellung bringt eine kleine Auswahl der besten Volksmärchenromane aus den Sammlungen von Haltrich und Zingerle. Für die Schullektüre empfiehlt sich das Büchlein vom 10. Jahre an.

Wilhelm Heinrich Riehl: Der stumme Ratsherr und andere Geschichten. Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. S. Hirsch. 73 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6802. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Der vortreffliche rheinische Erzähler läßt längst vergangene Zeiten in spannenden Geschichten lebendig werden.

Das Spielmannslied und andere Geschichten. Von Dr. S. Hirsch. 79 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6801. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Drei Erzählungen aus den Tagen des Faustrechts, aus der Zeit Kaiser Siegmunds, aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe!

Jörg Müdenhuber: Die Werke der Barmherzigkeit. Zwei Novellen. Von Dr. S. Hirsch. 78 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6804. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die beiden Novellen führen bedrückende Zustände und schwere Schicksale vor, durch die das deutsche Volk hindurchgehen mußte: den Hugenotten, die grausame Inquisition, den Hunger und die sittliche Verrohung im 30jährigen Krieg.

Der Stadtpfeifer. Rheingauer Deutsch. Zwei Novellen. Von Dr. S. Hirsch. 92 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6803. Heft 40 *J.*, Band 80 *J.* Verlag Buchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Im „Stadtpfeifer“ hat Riehl frohe und schmerzliche Erinnerungen seines Vaters frei gestaltet. — Die Erzählung von dem trefflichen Schultzeiß von Raunenthal setzt einem Volksmann des Nassauer Landes ein großartiges Denkmal.

Die Lilie Tirols. Ein Heimatstück in 3 Aufzügen von Alois Wall. Kart. *R.M.* 1.—. Verlag: anstalt Droßla, Innsbruck.

Das Stück ist in seiner Volkstümlichkeit und in seinem hohen religiös-sittlichen Ziele von größter Wirkung.

Dr. Schenkel: „Vom Volksschüler zum Abiturienten.“ Preis 60 *J.* Lumenverlag G. m. b. H., Potsdam.

Das Werkchen ist für alle wertvoll, die, sei es aus Mangel an Zeit oder infolge fehlender Mittel, reiferen Alters usw. keine höhere Schule besuchen können.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,
der unterstützt und fördert das Missionswerk der
Mariannhiller Missionare!

Wichtige Neuerscheinung für 1928!

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay. 96 S. auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang; Preis RM. 2.—

Aus dem Vatikan kam an Abbé N. Noguier folgendes Schreiben:

... Herzlich beglückwünscht Sie Seine Heiligkeit wegen Ihrer fortgesetzten Bemühungen, die beiden Andenken an unsere Erlösung (das hl. Leichentuch und das heiligste Antlitz) bekannt zu machen und zu verherrlichen. Als Unterpfand des himmlischen Schutzes für Ihre Person und Ihre Arbeiten spendet Ihnen der Statthalter Christi seinen besonderen apostolischen Segen.

P. C. Gasparri

Erscheint Mitte Februar. Bestellung nimmt jede Vertretung entgegen, oder direkt der St. Josephs-Verlag.

Bruder Jordan Mai

20 Seiten; (2 Kunstbeilagen) broschiert, Preis: 15 Pfennig,
bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig.

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund.
Was Bruder Konrad von Parzham für die bayrischen Lande ist, das will Bruder
Jordan Mai für Rheinland und Westfalen werden.

Die einzige Rettung der Menschheit

Von Johannes Nimmermüd

122 Seiten, broschiert; Preis RM. —.80

Ein Leser schreibt: „Habe fast in einem Zug diese Schrift gelesen.“ Es schreibt
hier ein Mann von Gefahren, denen alle Geschäftsleute im notwendigen Verkehr
mit der Welt ausgesetzt sind. Jeder liest das Buch mit großem Nutzen.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Von Joseph Spillmann, S. J.

Preis geb. RM. 3.70

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem
St. Josephs-Verlag, Reimlingen Bayern